

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Weltbegebenheiten

[urn:nbn:de:bsz:31-262311](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-262311)

Weltbegebenheiten.

Bis Mitte Juni 1929.

Auf und ab,“ so geht es im Menschenleben und im Völkerleben. „Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks,“ wie ein Dichter gesagt hat. Und wenn man ein Jahr der Geschichte betrachtet, so fragt man sich allemal: Ist es aufwärts oder abwärts gegangen? Vor allem in deinem Volk?

könne dafür, daß das alles überstanden und überwunden worden ist, ohne daß wir darunter zerbrochen sind. Es ist tatsächlich „aufwärts“ gegangen. Daran sollte kein Ernsthafter zweifeln. Und wenn ein Kleinmütiger den Kopf hängen läßt, so muß man ihn hinweisen auf diesen Weg, den das deutsche Volk durch Dornen und Disteln hindurch gemacht hat und ihm sagen: „Wie kannst du die Hoffnung aufgeben auf ein Volk, das solche Not überwindet?“

Ob es auch im verflossenen Jahr aufwärts gegangen ist — wer will das entscheiden? Dazu



Mit dem Heidelberger Fasse um die Welt!

Von dem berühmten Fasse im Heidelberger Schlosse wurde eine täuschend ähnliche Kopie, also ein zweites Fäß angefertigt, das eine Reise um die Erde auf einem Pferdegespann angetrieben hat. Unser Bild zeigt die riesige Menschenmenge bei Anritt der Fahrt auf dem Kornmarste, im Hintergrunde das Heidelberger Schloß.

Ja, ist es aufwärts oder abwärts gegangen in Deutschland? Die Frage ist sehr schwer zu beantworten. Die Stimmen wirren durcheinander. Die einen klagen: „Alles geht rückwärts!“ Die anderen sind zuversichtlich: „Seht ihr nicht, wie unser deutsches Volk im Aufstieg begriffen ist?“ Was soll da ein Kalenderschreiber sagen?

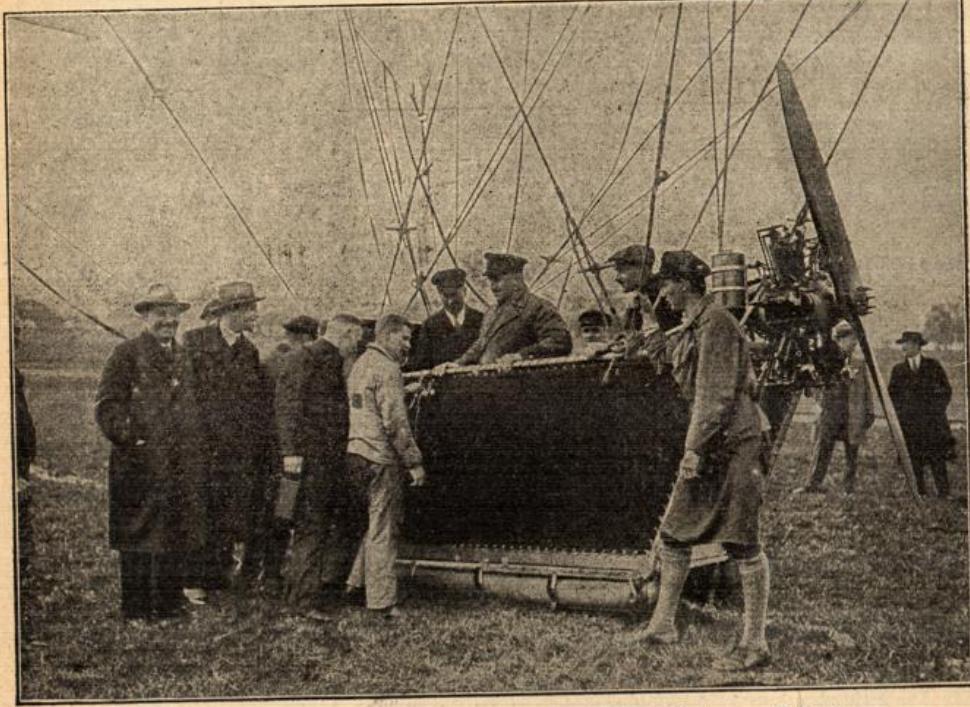
Eines ist sicher: wenn man die zehn Jahre überschaut, die seit dem Kriegsende verflossen sind, kommt es einem doch vor wie ein Wunder. Daß ein Volk, wie das deutsche, das von der ganzen Welt überfallen und von einer zwanzigfachen Übermacht zu Boden geschlagen worden ist, heute wieder so fest auf den Beinen steht — das hätte unser Hausfreund anno 18 im November sich nicht einmal in seinen kühnsten Träumen sagen lassen. Und drum — beim Rückblick auf dies Jahrzehnt, in dem die Worte „Revolution, Spartakisten, Inflation, Ruhrbesetzung, Separatisten, Rapp-Butsch, Vermögensverlust der Kleinrentner“ stehen, ist es einem doch zumute, als ob man heute nur danken

ist die Strecke Wegs zu kurz. Man kann sie noch nicht genügend übersehen. Es ist dem Hausfreund, als ob die Bitterung in diesem Jahr ein Spiegelbild der Geschichte des Jahres darstelle: Im Jahr 28 nach einem wüsten Regenfrühjahr ein wunderschöner heißer Sommer und ein fruchtbares Ernten. Und dann wieder nach all dieser köstlichen Helle und Heiterkeit, die bis in den November hinein angebauert hat, ein Winter von solch fürchterlicher Kälte, daß man schon um ein Jahrhundert zurückgehen muß, um ein ähnliches Jahr zu finden. Alle großen Flüsse vereist! Wochenlang konnte man über den zugefrorenen Rhein gehen. Es gibt Bilder von den Eisgebirgen des Rheins, die einen anschauen, als sei man in den Gletschern der Hochalpen! Und diese Bärenkälte hat ins Frühjahr hinein sich fortgesetzt. An Pfingsten hätte man am liebsten noch den Ofen im Zimmer angezündet. Und doch hängen unsere Obstbäume zum Brechen voll, und der Stand der Saaten ist ein unerwartet günstiger. So kann es

wohl einem Menschen scheinen, als ob alles abwärts ginge, und doch geht es in Wahrheit aufwärts, sobald man klare Augen bekommt, die über das Ganze wegblicken können. Schade, daß unsere Menschengenossen das so wenig fertig bringen, über das Ganze wegzuschauen! Man würde ruhiger, getroster und gefasster sein, als wenn man so von einem Tag zum anderen sich ängstlich fragen muß: „Wohin geht der Kurs jetzt?“

Wir Deutschen haben in dem abgelaufenen Jahr vor allem eine große Frage vorgelegt bekommen, die über unsere Zukunft auf viele Jahre

Deutschen jahrhundertlang für sich schaffen lassen. Aber daß Deutschland völlig verarmt war, haben die Sieger in ihrem tollen Uebermut nicht gesehen. Wie ihnen die Augen aufgegangen sind, haben sie sich dann besonnen über die Frage: „Wieviel Geld können wir aus den Deutschen herauspressen?“ Und dann hat man in London den sogenannten Dawesvertrag gemacht, nach dem wir jedes Jahr so und so viel zu bezahlen hatten. Im letzten Jahr nicht weniger als 2½ Milliarden. Aber es war nicht gesagt worden, auf wie lange Zeit hinaus der Deutsche diese Zahlungen leisten



Neuartige Versuche mit einem Motorballon in Friedrichshafen am Bodensee.

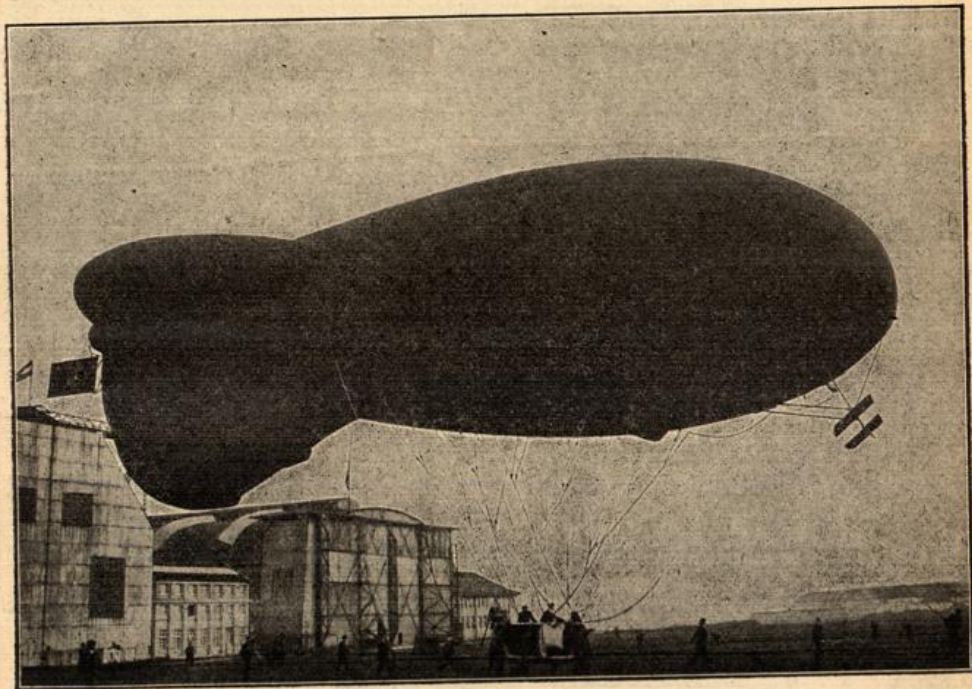
Unser Bild zeigt die Gondel dieses „kleinen Bruders“ des „Graf Zeppelin“ mit dem Außenbordmotor, der das Luftschiffchen vorwärtsbewegt, kurz vor dem Aufstieg. Amerikasflüge beabsichtigt dieser Schweizer Motorballon allerdings nicht, nur kurze Rundflüge.

hinaus entscheidend werden mußte. Das ist die Frage nach der Bezahlung unserer Kriegskriegstribute, die uns unsere Gegner auferlegen. Der geneigte Leser des Hausfreunds weiß, daß einst im Vertrag von Versailles gesagt worden war: Die Deutschen müssen alles „wieder gut machen“, was sie im Kriege zerstört haben. Und damals hat der Franzose Poincaré behauptet, diese Schuld der „Wiedergutmachung“ werde sich mindestens auf 130 Milliarden belaufen. Er hatte seinem Volk während des Krieges hundertmal gesagt: „Der Boche (d. h. der Deutsche) wird alles bezahlen!“ Und das Volk hatte diesem Versprechen geglaubt. Als der Krieg zu Ende war, hat man in Frankreich gedacht: „Jetzt werden die Milliarden von Deutschland nur so stromweise über den Rhein fließen, und wir Franzosen können im Gold schwimmen.“ Der Franzose hat gemeint, nun könne er die Hände in den Schoß legen und den

Schließlich haben die Sieger auch das gesehen, daß man nicht auf ewige Zeiten ein ausplündern darf, und sie haben den Deutschen geschlagen, man wolle darüber beraten, wie insgesamt von Deutschland bezahlt werden müßte. Aber man wollte nicht einfach diktieren: So viel müßt ihr zahlen!, sondern man wollte den Deutschen darüber anhören, wie viel sie glauben zahlen zu können. So weit war man also gekommen, daß sich Gläubiger und Schuldner einen und denselben Tisch setzen konnten, um die schwere Frage gemeinsam durchzudenken. Das ist leicht war die Frage wahrhaftig nicht. Vor allem für die Deutschen nicht. Denen hatte schon vornherein einer den Prügel zwischen die Beine geworfen. Das war der sogenannte Reparationsagent, der Amerikaner Parker Gilbert, der in Berlin saß und darüber zu wachen hatte, daß die Daweszahlungen richtig abgeliefert würden.

schrieb einen Bericht über die wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands und nahm den Mund riesig voll. Wenn man ihn hörte, ging es keinem Volk auf der ganzen Erde so gut wie den Deutschen. Sie konnten zahlen, was das Zeug halte! Sie hätten die bisher geforderten Milliarden ohne die geringste Schwierigkeit aufgebracht. Darum sollte man nur nicht so weichmütig sein gegen sie, sondern man sollte ihnen den Geldbeutel gründlich inspizieren. Dabei hat der Mann ganz genau geäußert, daß wir die seither bezahlten Milliarden gar nicht aus eigener Tasche genommen haben, sondern daß wir sie erst von Amerika gepumpt hatten. Es ist aber auch für ein Kind nicht zu

mögensstand des deutschen Volkes aussehe. Daß da in Deutschland viel eher Schmalhans Küchenmeister ist, als daß die gebratenen Lauben aus dem Schlaraffenland herumflögen! Außer den Sachverständigen von Frankreich, England, Italien, Belgien und Polen sind auch zwei Amerikaner gekommen. Denn die Vereinigten Staaten haben sich auf die Bitten der europäischen Staaten bereit erklärt, an den Verhandlungen teilzunehmen. Man hat gewußt, die Amerikaner werden das Zünglein an der Wage sein. Die haben ja doch alles Geld der Welt in ihrer Tasche, und wenn sie nicht ihre Taschen auf tun, kann Europa sich heimgeigen lassen. So sind denn

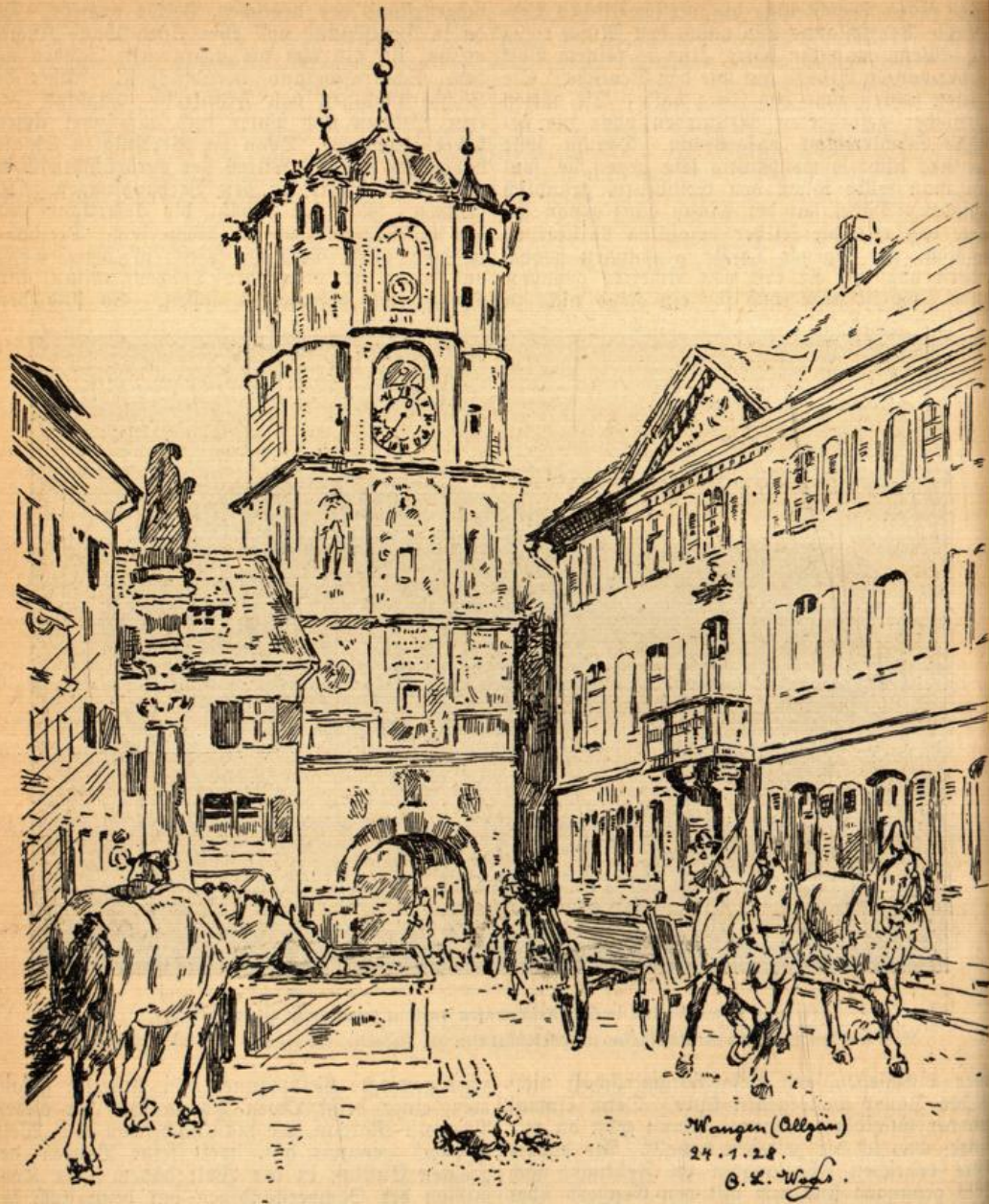


Der neue Motorballon in Friedrichshafen beginnt seine erste Versuchsfahrt.

Blick auf den Start am Luftschiffhafen in Friedrichshafen am Bodensee, der Heimat des „Graf Zeppelin“.

schwer einzusehen, daß diese Borgwirtschaft nicht auf die Dauer weitergehen kann. Denn einmal wird der Gläubiger fragen: „Wann gibst du mir wieder, was ich dir geliehen habe?“ Als darum unsere deutschen Abgesandten im Februar nach Paris gegangen sind, um mit den Gegnern über unsere zukünftigen Kriegsschulden zu beraten, haben sie einen bitter schweren Stand gehabt. Sie mußten erst das Märchen des Herrn Parker Gilbert aus der Welt schaffen. Glücklicherweise haben wir einen guten Griff getan in der Auswahl unserer Sachverständigen. Es waren — wie auch von den anderen Völkern — aus Deutschland zwei Sachverständige nach Paris zu entsenden. Von Deutschland kamen der Präsident der Reichsbank, Dr. Schacht, und aus den Kreisen der Großindustriellen Geheimrat Dr. Bögl. Die wußten Bescheid und konnten den Geldleuten der Gegner genau darlegen, wie es mit dem Ver-

zwei gewiegte Geldmänner von Amerika gekommen, einer heißt Owen Young und der andere Pierpont Morgan, den man auch schon den „Weltbankier“ genannt hat, weil seine Banken den größten Einfluß in der Welt haben. Die Kommission der Sachverständigen hat denn auch den Herrn Owen Young zum Vorsitzenden der Beratungen gewählt, weil man gewußt hat, „der versteht's am besten“ und ist der unbefangenste. Es war vorher ausgemacht, daß diesmal nur die Geldleute das Wort haben sollten. Die Politiker sollten draußen bleiben. Aber so leicht geht das nicht, den Politikern den Mund zu verstopfen. Die sind doch hinten dran gefessen und haben die Geldleute mit ihren Forderungen vorangeschoben. Der Hausfreund will den geneigten Leser nicht mit all den vielen Verhandlungen quälen, die von Februar bis Anfang Juni gedauert haben. Manchmal hat es so ausgesehen, als ob die Ver-



Wangen (Allgäu)
24. 1. 28.
O. L. Wags.

handlungen ergebnislos abgebrochen werden müßten. Denn die Franzosen und Belgier, die die Hauptforderer waren, haben diesmal einen harten Kopf als Gegner sich gegenüber gesehen. Dr. Schacht ist kein Haar weiter gegangen, als er für tragbar ansehen konnte. Er hat gewußt: „Schreibe ich einmal meinen Namen unter einen Vertrag, so steht der Name da, und niemand kratzt ihn wieder weg. Und die Deutschen müssen die Zechen bezahlen.“ Drum hat er mit eherner Festigkeit allemal „nein“ gesagt, so oft die Gegner wieder mit neuen Ränken und Schwänken getom-

men sind. Sie haben gemeint, die Deutschen seien nur dazu da, ein halbes Jahrhundert lang nicht zu tun, als sich für ihre Gegner den letzten Blutstropfen abpressen zu lassen. Der zweite deutsche Sachverständige, Dr. Bögler, hat sogar gemeint, Dr. Schacht sei den Gegnern zu weit entgegen gekommen. Und er hat sein Amt niedergelegt und gesagt, er könne das nicht verantworten, was man den Gegnern verspreche. An seine Stelle ist dann Geheimrat Raftl getreten, und wie man schon gemeint hat, die Sachverständigenversammlung stiege auseinander, ohne etwas zu erreichen,

ganz u
getomm
etnen
Deutsh
angeno
land 3
Willia
einmal
hunder
geneigt
diese
könnte

der vo
Und d
bringe
Zahle
Der S
Kopf
barne
den A
nicht
ziehen
müssen
unsere
Geldju
um u
komm
macht
lest h
nunge
nur n

ganz unerwartet doch noch eine Einigung zustande gekommen. Der Amerikaner Owen Young hat einen Zahlungsplan aufgestellt, den zuerst die Deutschen und dann auch die anderen Staaten angenommen haben. Danach muß also Deutschland 36 Jahre lang jährlich durchschnittlich 2,1 Milliarden bezahlen. Der Hausfreund will es einmal anders hinschreiben: Zweitausend und einhundert Millionen. Jedes Jahr! Schaudert da dem geneigten Leser nicht die Haut? Wenn man diese Summen in Goldstücken hinzählen wollte, könnte man einen Schienenweg damit herstellen,

men die Belgier und sagen: „Alles, was wir damals durch eure schlechte Valuta verloren haben, muß ersetzt werden!“ Und drum gibt es noch einmal eine Verhandlung mit den Belgiern. Ministerialrat Ritter ist beauftragt, diese Verhandlungen zu führen. Etwas Schönes wird dabei nicht herauskommen. Ein schwacher Trost ist bei all dem, daß die bisherige Kontrolle der Fremdlinge über unsere Reichsbahn aufhören soll, daß wir endlich wenigstens in unserem Bahnverkehr wieder Herr im Hause sind. Und ein weiterer Trost ist der, daß wir geschützt werden gegen eine neue



Eine nachahmenswerte Neuerung bei der Berliner Feuerwehr.

Ein Schlauchboot, das zu Rettungszwecken auf Berliner Gewässern in wenigen Minuten aufgepumpt ist und in Tätigkeit treten kann, mit seiner Besatzung. Der Feuerwehrwagen hat in seinem Innern stets mehrere solcher Schlauchboote.

der von Neapel bis nach Stockholm führen würde! Und das soll Jahr um Jahr das deutsche Volk aufbringen. Weit über ein Menschenalter hinaus! In Zahlen geschrieben, sieht es so aus: 2 100 000 000! Der Hausfreund hat darob die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und gerufen: Gott erbarme dich über mein armes deutsches Volk! Bei den Menschen gibt es so etwas wie Erbarmen nicht mehr. Da heißt es: „Du bist besiegt, darum ziehen wir dir die Haut über die Ohren!“ Nun müssen also unsere Kinder und vielleicht noch unsere Kindeskinder schustern und stöhnen, um diese Geldsummen aufzubringen. Sklaven der Völker um uns herum. Dazu sind noch die Belgier gekommen und haben eine Extrarechnung aufgemacht: Nämlich so lang die Deutschen Belgien besetzt hatten, haben sie in deutscher Mark ihre Rechnungen bezahlt, und die deutsche Mark hat damals nur noch etwa $\frac{1}{5}$ ihres Wertes gegolten. Jetzt kom-

men die Belgier und sagen: „Alles, was wir damals durch eure schlechte Valuta verloren haben, muß ersetzt werden!“ Und drum gibt es noch einmal eine Verhandlung mit den Belgiern. Ministerialrat Ritter ist beauftragt, diese Verhandlungen zu führen. Etwas Schönes wird dabei nicht herauskommen. Ein schwacher Trost ist bei all dem, daß die bisherige Kontrolle der Fremdlinge über unsere Reichsbahn aufhören soll, daß wir endlich wenigstens in unserem Bahnverkehr wieder Herr im Hause sind. Und ein weiterer Trost ist der, daß wir geschützt werden gegen eine neue

Inflation. Denn wenn unsere Mark wieder fällt, kriegen die Gegner nichts. Drum sind sie selber darauf aus, daß die Mark stehen bleibt. Und so haben sie gesagt: „Wenn einmal die Deutschen für ihre Reichsmarkzahlungen nicht mehr Dollars kaufen können, dann muß die Schuldzahlung so lang aufhören, bis wir wieder die Dollars gegen unsere Mark eintauschen können!“ Das heißt man Transferschuß. „Nur“ 660 Millionen jährlich sind von diesem Transferschuß ausgenommen. Die Gegner meinen, wir seien schon so „stark“, daß wir diese Summe auf alle Fälle aufbringen können!

Nun erhebt sich eine weitere Frage: Wird jetzt der Feindbund wenigstens das Rheinland räumen? Der Vertrag von Versailles hat bestimmt, daß die Besetzung der Rheinlande bis zum Jahr 1935 gehen soll. Aber wenn Deutschland guten Willen zeige im Bezahlen, könne man schon

früher die Besetzung aufheben. Bevor die Verhandlungen zu Paris begonnen haben, hat man von seiten der Gegner so etwas durchbliden lassen wie eine Versprechung: „Wenn ihr hübsch brav seid, ihr Deutschen, und wenn ihr euren Geldbeutel recht weit aufzut, kann's sein, daß wir aus dem Rheinland fortgehen!“ Was wird jetzt geschehen? Der Hausfreund traut den schönen Versprechungen nicht recht. Es kommt ihm so vor, als ob das bloß ein Lockvogel gewesen sei, und als ob die Stimme dieses Vogels rasch verstummen werde, nachdem die Deutschen so hübsch

worden. Das ist ein Deutschenfeind und Franzosenfreund, der mit dem Herrn Poincaré durch dick und dünn gegangen ist. Aber nun hat's neue Wahlen in England gegeben, durch die die bisherigen Machthaber, die Konservativen, entscheidend geschlagen worden sind. Sie sind von 390 auf (bis jetzt) 260 Sitze herabgekommen, während die Liberalen, die von Lloyd George geführt werden, 56 (statt bisher 39) und die Arbeiterpartei gar 290 Sitze (statt bisher 162) gewonnen haben. Die Arbeiterpartei hat somit die Regierung zu bilden, und ihr Führer Ramsay MacDonald ist Minister



Gasanstalt im Norden Berlins in die Luft geflogen.

kusch-kusch gemacht haben. Jedenfalls ist noch immer der Erzfeind der Deutschen am Ruder in Frankreich, Poincaré. Und der wird sich gegen eine Räumung der Rheinlande wehren bis aufs Blut. Es wird noch schwere Verhandlungen geben, ehe unsere armen Landsleute im Rheinland befreit sind. Die Franzosen haben so etwas verlauten lassen, wie wenn sie aus dem Rheinland fortgehen wollten, wenn man eine „Kontrollkommission“ dort einsetzen werde, die für immer dort bleiben müsse und die sorgfältig nachschauen müsse, daß die Deutschen nichts Militärisches in den Rheinlanden vornehmen. Also eine Knechtschaft auf ewig! Daraus wird nichts! Das ist sicher. Lieber halten die Rheinländer noch bis zum Jahr 1935 aus, als daß sie sich eine neue Fessel gefallen lassen.

Vielleicht wird die Räumung der Rheinlande doch erreicht werden, wenn die Engländer eine andere Politik einschlagen. Bisher ist die englische Politik von dem Minister Chamberlain gemacht

präsident geworden. Der Hausfreund will nun nicht geradezu behaupten, daß diese Arbeiterpartei sich für Deutschland einsetzen werde. Denn England bleibt Engländer, und er sucht, wie das ganz natürlich und selbstverständlich ist, den Nutzen und die Macht des eigenen Vaterlandes. Aber es kann doch sein, daß die Arbeiterpartei sich nicht widerstandslos vor den Wagen Poincarés spannen läßt. Und damit wäre schon viel gewonnen.

Es ist merkwürdig, wie alle Länder überfließen von Friedensbeteuerungen. Jede einzelne Regierung singt das Lied von sich: „Dies Kind, kein Engel ist so rein!“ Und wenn man diesen Beteuerungen glauben würde, könnte man von heut auf morgen alle Heere auflösen und alle Kriegsschiffe und Kanonen und Tanks als altes Eisen verkaufen. Aber das Gegenteil wird gemacht. Es ist ein wahrhaft fiebriges Wettüften in der Welt. Darum hat es den Hausfreund beinahe lächerlich dünken wollen, daß im August 28 die

Regier
getomm
trag z
Staats
sagte,
boten
log is
Amerik
wie ge
langer
der d
nach P
lege F
omme
zum e
Paris
Gegner
dene F
geschr
müht
Deutsc
A an
Man
Und d
ist lau
uns ar
jugibt,
1914
griffen
Und je
Krieg
angefa
verträ
Da
die Be
gegang
im Be
net ha
müß
werden
driiber
weit
Lommt
gen, a
Zweim
hen
gen.
Als in
Der m
her
rüftung
geant
schen?
und U
Ihr w
diese
auf di
hat!“
Kanon
Und
Mann
Sohn!
Gefahr
wenig
Krieg
bevölk
stalt

Regierungen der ganzen Welt in Paris zusammengekommen sind, um einen feierlichen Friedensvertrag zu unterschreiben, den der amerikanische Staatssekretär Kellogg aufgesetzt hatte und der besagte, daß jeder Angriffskrieg von jetzt ab verboten und verdammt sein solle. Der Minister Kellogg ist eigens zu diesem feierlichen Aktus von Amerika nach Frankreich gefahren und hat wunder wie gemeint, wie er der armen Welt endlich den langersehnten Völkerfrieden bringen werde. Auch der deutsche Außenminister Dr. Stresemann ist nach Paris gekommen, und sein französischer Kollege Briand hat in seiner Rede ihn extra willkommen geheißen: Seit hundert Jahren sei jetzt zum ersten Mal ein deutscher Außenminister in Paris und schlage seine Hände in die Hände der Gegner von ehemals. Man hat eine schöne goldene Füllfeder in die Hand genommen, auf der geschrieben stand: Wenn du den Frieden willst, so mußt du für den Frieden arbeiten! Und weil Deutschland französisch Allemagne heißt, also mit A anfängt, hat es zuerst unterschreiben dürfen. Man ist in eitel Friedenswonne geschwommen. Und doch haben all die Herrschaften gewußt: Das ist lauter Dunst und Schein. Denn das weiß bei uns anfangs schon jedes Kind, daß nie ein Staat zugibt, er habe den Krieg angefangen. Anno 1914 haben sie alle geschrien: Wir sind angegriffen worden, wir müssen uns verteidigen! Und so wird's auch in Zukunft bleiben. Wenn es Krieg gibt, wird es keiner gewesen sein, der ihn angefangen hat. Und so wird's trotz aller Kelloggverträge beim Alten bleiben.

Das hat man mit Händen greifen können, wie die Verhandlungen wegen der Abrüstung weitergegangen sind: Der geneigte Leser weiß, daß man im Vertrag von Versailles Deutschland entwaffnet hat und daß man gesagt hat: „Deutschland muß den Anfang machen, die anderen Völker werden nachfolgen.“ Aber nun sind 10 Jahre drüber hingegangen, und man hat's glücklich so weit gebracht, eine „vorbereitende Abrüstungskommission“ zu schaffen. Das sind Vorbereitungen, auf die nie eine Ausführung kommen wird. Zweimal im Laufe des Jahres haben die Deutschen versucht, die Abrüstung in Gang zu bringen. Aber wie miserabel ist es ihnen ergangen! Als im September 1928 der Reichszankler Müller mit einer straffen Forderung gekommen ist: Der Völkerbund soll sein Versprechen der Abrüstung halten! hat ihm der Franzose Briand geantwortet: „Was wollt ihr denn, ihr Deutschen? Euer Heer ist ein Heer von Offizieren und Unteroffizieren. Ihr könnt jeden Tag, wenn ihr wollt, Millionen eurer Volksgenossen unter diese Führer stellen und das furchtbarste Heer auf die Beine bringen, das die Welt gesehen hat!“ Als ob man ebenso schnell Flugzeuge, Kanonen, Tanks auf die Beine bringen könnte! Und als ob ein Heer von unausgebildeten Mannschaften ein „Heer“ sei. Das war blutiger Hohn! Und im Frühjahr 1929 hat der deutsche Gesandte Graf Bernstorff verlangt, man solle wenigstens den Gastkrieg und den Brandbombenkrieg verbieten, der ja doch nur der armen Zivilbevölkerung eines Landes gelte; das hat man glatt abgelehnt. Dann ist das Aller schönste

gekommen: Die Franzosen haben gesagt, daß sie das stehende Heer verkürzen wollen, aber die Reservemannschaften hätten damit nichts zu tun. Deren könne man haben, so viel man wolle. Das heißt also: Man bildet in einem Jahr so viele Mannschaften aus, als einem der Völkerbund erlaubt, und in zehn Jahren hat man Millionen von ausgebildeten Reservetruppen. Das ist ein sauberes Geschäft. Die Deutschen haben darob einfach gelacht. Solch einen Handel machten sie nicht mit. Aber die Engländer und sogar die Amerikaner haben sich auf die Seite der Franzosen gestellt. Und so ist die ganze Abrüstungsverhandlung zu einem Abrüstungsschwindel geworden. Man will halt die Deutschen unter der Fuchtel halten. Sie sollen nicht mehr aufmucken können. Und man denkt: Wenn einmal zehn oder zwanzig Jahre vorüber sind, sind die ehemaligen Kriegsteilnehmer in Deutschland alt geworden und weggesforden. Dann ist dies Volk wehrlos, und die anderen haben das Heft in der Hand für ewige Zeiten. Nur gut, daß in der Weltgeschichte die „ewigen Zeiten“ noch immer ein großer Betrug geworden sind. Auch die jetzigen Machthaber, die im Korn sitzen, werden ihre Schicksalsstunde erleben. Dann werden sie vielleicht den Herren Poincaré, Briand, Chamberlain und wie sie alle heißen, fluchen: „Hättet ihr damals abgerüstet, wäre jetzt das Elend nicht so groß!“ Alle brutale Gewalt richtet sich selber früher oder später.

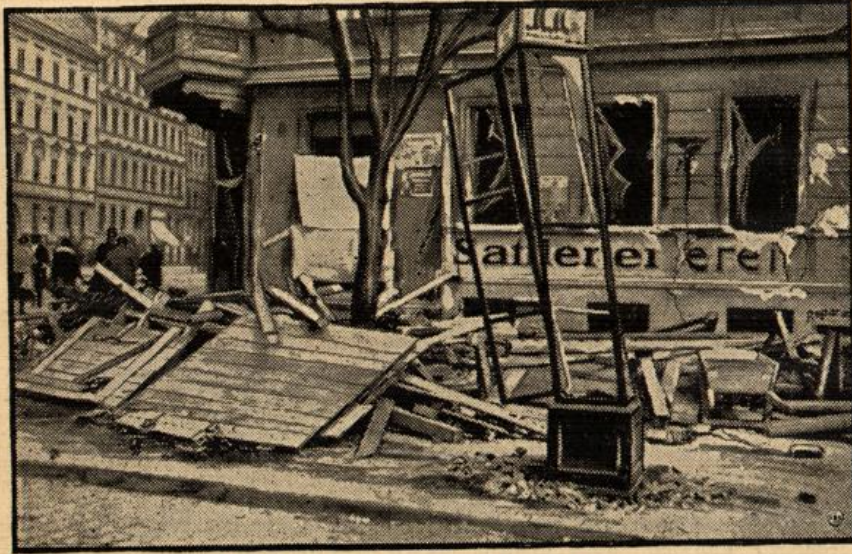
Wenn nur wir Deutschen wenigstens zusammenhielten in diesen schweren Notzeiten! Aber da will auch jeder machen, wie es ihm gut dünkt! Und so kommen wir aus den Händeln nicht heraus. Die Sozialdemokraten haben sich dagegen aufgelehnt, daß man den Panzerkreuzer baue, dessen Bau längst von dem früheren Reichstag beschlossen war. Und der Bau dieses Kreuzers ist doch noch glücklich das einzige, das uns von den Gegnern erlaubt worden ist. Sollen wir nicht einmal das bißchen, das die Feinde uns zugebilligt haben, festhalten? Dann hat's zwischen den Bayern und dem Norden ein paar-mal ein tüchtiges Geplänkel gegeben. Da will auch keiner dem anderen den Vorrang lassen. Und einen Streik haben wir gehabt: in der nord-westdeutschen Eisenindustrie haben über zweihunderttausend Arbeiter mit ihren Familien wochenlang feiern müssen, bis endlich durch die Vermittlung des preußischen Ministers Severing ein Friede geschlossen worden ist, der natürlich weder den Arbeitern noch den Unternehmern ganz und gar gefallen hat. Aber das Traurigste war, daß am 1. Mai in Berlin Deutsche auf Deutsche geschossen haben. Es ist eine kommunistische Revolte entstanden anläßlich des Maifeier-Umzugs. Man hat die Schienen der Straßenbahn aufgerissen, die Bahnwagen umgestürzt, Barrikaden gebaut, aus den Häusern heraus geschossen. Die Polizei hat ein regelrechtes Feuergefecht führen müssen. Einen Tag und eine Nacht lang ist es gegangen. Viele Verwundete und Tote hat's gegeben. Wie hat's da dem Hausfreund geirrt! Wozu ist das nötig gewesen? Arme verführte Menschen, wer hat

euch in diesen scheußlichen Bruderkampf gehezt? Man glaubt, daß die Russen hinter dem ganzen blutigen Handel stecken. Die schüren unablässig das Feuer in den Reihen der deutschen Kommunisten und meinen, sie müßten es mit aller Gewalt dahin bringen, daß in Deutschland Revolution wird, wie in Rußland. Und daß auch bei uns alles drunter und drüber gehen soll. Und dasselbe unsägliche Elend einziehen soll wie bei ihnen drüben, wo Hunderttausende nichts mehr zu nagen und zu beißen haben. Gott behüte uns davor! Solch einen Jammer könnten wir gerade noch brauchen . . .

Einmal hat man auch darüber verhandelt, ob man endlich in Deutschland einen richtigen Einheitsstaat fertig bringen könne. Es hat ge-

gen Köpfe gesagt: „Schmeißt doch alles in einen Topf! Da könnt ihr viele Millionen sparen!“ Das mag wohl sein, obwohl der Hausfreund meint, auch eine Zentralregierung würde nicht aus zwei oder drei Männlein bestehen, sondern einen Haufen von Ministern und Ministerialdirektoren und sonstigen höheren Beamten kosten. Und ob die Ersparnisse wirklich so groß sein werden, wie man sich's gemeinhin denkt — dahinter darf man mehr als ein Fragezeichen stellen. Die Finanzen des Reiches sind in üblem Zustand. Es fehlt an allen Ecken und Enden. Und man ruft den Ländern und den Städten zu: „Spart, spart!“ Wir haben nichts mehr!“ Es hat sogar eine Reichsanleihe aufgelegt werden müssen, weil kein Geld mehr in der Reichskasse ist! Und damit

genau
auch
hat
preise
Klasse
sterk
3. Kl
ren 4
sten
nielle
Gutes
Volk
das



So sah es am 3. Mai am Wedding aus.

Wie sehr die betroffenen Berliner Stadtteile durch die Kämpfe gelitten haben, zeigt unser Bild, auf dem ein demoliertter Laden an der Ecke Biesen- und Reindendorfer Straße am Wedding, ein zertrümmerter Salzstellenanzeiger und eine umgestürzte Barcitate zu sehen sind.

schienen, als ob Preußen, Thüringen und Hessen dazu bereit gewesen seien. Es ist in Berlin eine Reichskommission zusammengesetzt, die hat Richtlinien für einen solchen Einheitsstaat aufgestellt. Aber die süddeutschen Staaten haben darüber den Kopf geschüttelt. Sie haben gemeint, das heiße nichts anderes, als ganz Deutschland unter die Herrschaft von Berlin bringen. Und so weit seien wir doch noch nicht! Der Hausfreund meint auch, gut Ding müsse Weile haben. Uebers Knie lassen sich diese Dinge nicht abbrechen. Drum wird's wohl noch eine Zeitlang heißen, sich in der Geduld zu üben. Vorerst wollen wir Süddeutschen unser bißchen Selbständigkeit behalten, das wir gottlob noch haben.

Freilich — eines ist ja bitter! Die vielen Einzelstaaten kosteten uns sehr viel Geld. Die verschiedenen Landtage, die verschiedenen Ministerien, die verschiedenen Verwaltungen sind natürlich nicht umsonst. Und da haben die flu-

die Sparer ihre Groschen lieber in den hergehaltenen Geldbeutel des Reiches legen, hat man diese Anleihe mit besonderen „Privilegien“ ausgestattet. Die Zinsen kommen dem Inhaber der Papiere ungeschmälert zu, während von allen anderen Zinsen der Gläubiger zehn Prozent ans Reich liefern muß; dann sollen die Erben, die solche Anleihepapiere erben, keine Erbschaftsteuer bezahlen müssen. Man sieht daran, wie dem Reich das Wasser an die Kehle gestiegen ist. Hoffentlich wird's besser im kommenden Jahr!

Große Sorgen hat auch die Reichsbahn gehabt. Im Lauf des Sommers 1928 hat's kurz hintereinander ein paar schwere Eisenbahnunfälle gegeben, und im deutschen Volk hat man aufbegehrt. Das komme von der unsinnigen Sparerei. Das Material der Eisenbahn werde schlechter, die Beamten würden unmenächlich ausgegüht! Die Reichsbahn hat sich aber verteidigt und gesagt, solche Unfälle könnten überall vor kommen, und bei uns in Deutschland fahre man

ener
biet
zuge
der
flug
auf
das
ist
täns
der
ange
Duc
ist
—
geg
Sch
Hau

genau so sicher wie anderswo. Aber sie hat doch auch gesagt, sie brauche viel mehr Geld. Darum hat sie eine gründliche Aenderung in den Fahrpreisen eintreten lassen. Es gibt nur noch zwei Klassen in Deutschland, eine Holz- und eine Polsterklasse. Und die Preise für die Holzklasse, die 3. Klasse, sind erheblich höher als die der früheren 4. Klasse. Hoffentlich hilft's jetzt. Die meisten Leute fahren in der 3. Klasse, und so hat vielleicht diese bittere Notwendigkeit auch sein Gutes: die „Klassen und Stände“ in unserem Volk rücken sich wieder ein bißchen näher. Und das kann wahrhaftig nichts schaden!

sich als ritterliche Gastfreunde bewiesen haben. Edener ist des Lobes voll gewesen über die Hilfe und Freundlichkeit, die er in Cuers — das ist der französische Luftschiffhafen, wo er hat landen müssen — gefunden hat. Wer weiß, ob nicht aus solchen Erlebnissen doch etwas wie ein Verstehen der beiden Völker geboren wird, die sich seit Jahrhunderten befehdeten?

Die Franzosen haben im Lauf des Jahres allerhand Schwierigkeiten mit ihren neuen elßässischen Landsleuten gehabt. Die Elßässer, die anno 1919 mit Jauchzen sich der „Mutter Frankreich“ in die Arme geworfen haben, sind in ihrer



Mit Flammentwerfern gegen eingefrorene Weichen.

Um Betriebsstörungen durch den Frost zu begegnen, ließ die Reichsbahngesellschaft eingefrorene Weichen auf der Berliner Stadt- und Vorortebahn durch Flammentwerfer auftauen.

Aber auf einem Gebiet hat der deutsche Geist einen großen Triumph erlebt. Das ist das Gebiet der Luftschiffahrt. Die Gegner müssen uns zugestehen, daß wir im Bau der Luftfahrzeuge an der Spitze stehen, gerade weil wir keine Kriegslugzeuge bauen dürfen und unsere ganze Kraft auf die Verkehrsflugzeuge legen müssen. Und das Größte war, daß es dem Zeppelin gelungen ist, im Oktober 1928 unter Führung des Kapitäns Edener nach Amerika zu fliegen und wieder zurück. Da hat die ganze Welt den Atem angehalten, als das Schiff über den Ozean flog. Durch schwere Stürme ist es gegangen, und es ist glücklich hin und zurück gekommen. Freilich — ein zweiter Versuch im Mai 1929 ist nicht geglückt. Die Motoren haben versagt, und das Schiff hat in Frankreich notlanden müssen. Der Hausfreund berichtet gerne, daß die Franzosen

Begeisterung recht abgekühlt. Sie meinen, die Mutter habe eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einer Stiefmutter. Drum haben sie eine Bewegung rasch groß werden lassen, die für die Selbstregierung des Elßas kämpft, die „Autonomisten“. Der Hausfreund hat seinen Lesern im vorigen Jahr erzählt, daß die Führer dieser Autonomisten in Kolmar zu Gefängnisstrafen verurteilt worden sind. Nun hat der Präsident der Republik zwar die Verurteilten begnadigt, aber sie haben ihre Abgeordnetenitze in der Kammer zu Paris nicht einnehmen dürfen, sondern sind ausgeschlossen worden. Daraufhin ist die Autonomiebewegung im Elßas nur um so stärker geworden, und im Frühjahr 1929 haben die Autonomisten im Bund mit den Kommunisten bei den Gemeindewahlen mächtige Siege errungen. Vor allem haben sie den Posten des ersten Bürger-

meisters in Straßburg gewonnen. Das macht den Machthabern in Paris allerhand Kopfweh. Aber sie meinen, mit geduldigem Warten würden sie's doch noch gewinnen.

Einmal hat der französischen Regierung eine Veröffentlichung von Geheimakten schwer auf die Nase geschlagen. Ein holländisches Blatt gab die Abschrift eines Militärvertrags zwischen Frankreich und Belgien heraus, in dem die beiden Staaten einen richtigen Feldzugsplan ausgearbeitet hatten zu einem Krieg gegen Deutschland. Darin war auch ein Einmarsch in holländisches Gebiet — die Provinz Limburg — vorgesehen. Also genau das, was man uns Deutschen anno 1914 als Haupt- und Kapitalverbrechen vorgeworfen hat, als wir durch Belgien marschiert sind: Verletzung der Neutralität! Die Franzosen und Belgier haben behauptet, die ganze Sache sei ein ausgelegter Schwindel. Aber — es kann sich jeder nach seinem Gutdünken seine Gedanken drüber machen!

Ihr großer Heerführer aus dem Weltkrieg, Feldmarschall Foch, ist im Frühjahr 1929 gestorben und wird in dem Pantheon in Paris, in dem alle weltberühmten Franzosen begraben sind, beigelegt werden. Die Franzosen haben ihn mit begeistertsten Reden als den „Retter des Vaterlandes“ gepriesen. Und der Hausfreund gönnt es ihnen. Vor dem Grab des Gegners senkt man den Degen.

Die Italiener haben das Ende des Kampfes erlebt, der über ein halbes Jahrhundert gedauert hat: das war der Kampf zwischen dem Staat und dem Papst. Seit man dem Papst seinen Kirchenstaat genommen hat, war er mit dem Königshaus zerfallen. Nun hat der italienische Diktator Mussolini dem Papst eine Art von Kirchenstaat eingeräumt, das ist die „vaticane Stadt“, ein Stück von Rom auf der rechten Seite des Tiberstroms. Dort ist der Papst wieder unbeschränkter Herrscher. Er hat eigenen Post, eigenen Bahnhof, eigenes Geld darf er prägen. Und die Leute, die dort wohnen, sind seine regelrechten Untertanen. Außerdem hat der Papst eine Milliarde Lire bekommen und einen Kredit von 800 Millionen Lire bei der Staatsbank von Italien. Dann hat man einen Vertrag zwischen Staat und Kirche geschlossen, ein „Konkordat“, durch das die katholische Religion als das im Staat bevorzugte religiöse Bekenntnis festgesetzt wird, wenn auch die anderen Religionsgesellschaften Freiheit behalten haben. Man hat die kirchliche Ehehülzung der bürgerlichen gleichgesetzt, so daß also jedes Paar, das sich kirchlich trauen läßt, nicht mehr vorher auf das Rathaus gehen muß, um sich dort trauen zu lassen. Freilich — kurz nach dem Friedensschluß hat es allerlei scharfe Wortgefechte zwischen dem Papst und Mussolini gegeben, der den Schulunterricht ganz dem Staate vorbehalten will, ohne daß die Kirche etwas darein zu sagen habe, während der Papst meint, Erziehung sei Sache der Familie, die dabei des Beistandes der Kirche bedürfe. Es ist also noch nicht alles im Reinen zwischen den beiden Mächten. Italien ist auch von einem schweren Unglück heimgesucht worden. Der Vesuv ist wieder ausgebrochen und hat riesige Lavamassen

auf blühendes Land gegossen. Ein Dorf ist völlig zerstört worden. Glücklicherweise sind wenigstens keine Menschenleben dabei zugrunde gegangen. Aber der Schaden an den zerstörten Feldern und Weinbergen beläuft sich auf Millionen und Abermillionen. Die unglücklichen Bewohner jener Landstriche können einem herzlich dauern. Die Nachbarschaft eines feuerpeienden Berges ist wahrhaftig kein Vergnügen, so ausgezeichnet auch die Reben und die Feigenbäume auf dem warmen Boden gedeihen.

Die Italiener haben es glücklich fertig gebracht, die Deutschen in Südtirol weiter zu peinigigen. Jetzt gehen sie sogar dran, die alten guten Namen der Deutschen ins Italienische zu übersetzen. Wenn der Hausfreund dran denkt, daß man ihn von heute auf morgen amico della casa umtaufen wollte, prr ... Die armen Landsleute in Tirol! Aber sie haben starrsinnige Schädel. Sie lassen doch nicht von ihrem Deutschtum, und sie vertrauen darauf, daß auch die italienischen Bäume nicht in den Himmel wachsen.

In Oesterreich wächst die Bewegung der Deutschfreunde von Tag zu Tag. Auch die Oesterreicher möchten sich frei machen von der nationalen Schmach, die sie tragen. Sie haben einen Bund der „Heimwehren“ gegründet, der das Volk schulen will in der vaterländischen Gesinnung. In diesem Bund, der im Herbst 1928 einen mächtigen Aufmarsch in Wien veranstaltet hat, lebt die Hoffnung auf einen Anschluß an Deutschland. Den wollen die Franzosen partout nicht zugeben. Und man hat davon gehört, daß sie sich mit den Tschechen zusammengetan hätten, um mit militärischer Gewalt den Anschluß Oesterreichs an Deutschland zu hindern. Ob das wahr ist, kann der Hausfreund nicht sagen. Er meint aber, wenn „die Zeit erfüllet ist“, werden alle Mächte der Welt einen solchen Anschluß nicht verhindern. Er kommt, wenn er kommen muß. Und so lang müssen wir warten. Wir Deutschen haben in unserer langen Geschichte das Warten gelernt.

Die Spanier haben einmal einen Butsch gegen ihren Diktator Primo de Rivera verjücht. Aber der hat mit eiserner Faust die Empörung der Militärs — es war vor allem die Artillerie, die gegen den Diktator losgeschlagen wollte — und der Studenten niedergeschlagen. Es scheint aber doch, daß er mitamt dem König auf einem wackeligen Thron sitzt. Bei den heißblütigen romanischen Völkern kann es über Nacht eine blutige Aenderung geben. Vorerst allerdings ist alles wieder in Ordnung. Und der König hat eine große Ausstellung eröffnen können, zu der auch Deutsche ihre Waren gesendet haben.

Der Balkan hat auch wieder allerhand Aenderungen erfahren. In Albanien hat sich Achmed Zogu als König krönen lassen und ist von den europäischen Großmächten anerkannt worden. Der König der Südslawen der Serbe Alexander, hat sein Parlament nach Hause geschickt und regiert jetzt selbst. Wertwürdig, daß seine Untertanen sich das rubig haben gefallen lassen! Nun, wenn er seine Sache gut macht, wird's gehen. Ob Parlament oder König — die Hauptsache ist, daß einer was kann. Dann darf

er sich alles erlauben. Das Beispiel des Mussoloni macht offenbar Schule.

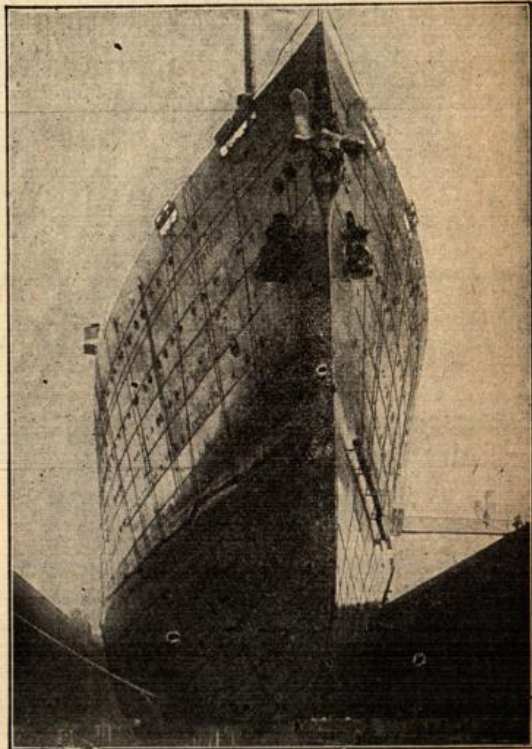
Die Türken fahren fort in der „Europäisierung“ ihres Volkes. Kemal Pascha hat sogar die alte arabische Schrift abgeschafft, und die Türken müssen lateinisch schreiben lernen. Sogar die alten Männer sitzen wieder auf der Schulbank und malen mit steifen Fingern ihre neuen Buchstaben. Kurios, wie die Weltgeschichte ihre Sprünge macht! Wenn der Hausfreund von heute auf morgen müßte russisch schreiben lernen.

So glatt ist aber diese gewaltsame Einführung der europäischen Sitten in einem anderen Land nicht gegangen: in Afghanistan. Dort hat der junge König Amanullah auch den Frauen den Schleier und den Männern ihre heimische Kopfbedeckung nehmen wollen. Er hätte besonders gern deutsche Ingenieure und deutsche Lehrer in seinem Land gehabt, weil ihm bei seiner Reise durch Europa Deutschland am meisten gefallen hat. Aber da ist sein Volk wild geworden und hat den „Reformator“ einfach vom Thron gestoßen. Er hat sich tapfer seiner Haut gewehrt, aber schließlich ist er doch seinem Gegner, dem Habibullah, unterlegen und hat aus dem Land fliehen müssen. Wahrscheinlich stecken hinter dem ganzen Kummel die Engländer, denen es nicht gepaßt hat, daß Afghanistan ihrem Einfluß entzogen wird. Ihnen gefällt es besser so, daß dies Land ein englisches Bollwerk bleibt, das Indien gegen russische Machtgelüste schützen soll.

Ein Land, das auch nicht zur Ruhe kommen kann, ist China. Dort spielen — wie es scheint — die Russen eine ähnliche Rolle wie in Afghanistan die Engländer. Wenigstens stecken in den unaufhörlichen Kämpfen, die das arme Riesenreich durchtoben, allemal russische Sendlinge teils als Spione, teils als Offiziere. Der Marschall Tschiangkaiſchek, der im vorigen Jahr die Nankingregierung geführt hat, war stark von russischer Hilfe begünstigt gewesen. Freilich, wie er in der Macht war, hat er die Russen gründlich abgeschüttelt, und wie man gemerkt hat, daß die Sowjets ruhig weiter schnüffeln und heken, hat der Marschall sogar das Gebäude der russischen Botschaft durchsuchen lassen. Das haben die Russen schwer übel genommen und haben ihren Gesandten abgerufen. Vorerst hat sich Tschiangkaiſchek nichts daraus gemacht. „Der Himmel ist hoch, und der Sowjet von Moskau ist weit,“ wird er gedacht haben. Aber nun ist ihm ein gefährlicher Gegner erstanden. Das ist der sogenannte „Christliche“ General Tjengghüſiang, der sich auf die kommunistischen Elemente in China stützt und eine Armee von zweihunderttausend Mann zusammengebracht hat, um sich die Oberhand über China zu sichern. Tschiangkaiſchek hat allerdings eine viel größere Armee. Aber man kann nicht wissen, wer von den beiden ehrgeizigen Männern den Sieg erringen wird. So wird das unglückliche China von einem Bürgerkrieg in den anderen gestürzt. Außerdem sind Tausende von Räuberbanden in dem Land, die sengen, brennen, plündern und morden, was das Zeug hält. Und seit einem Vierteljahr wütet eine grausige Hungersnot, die Ungezählte hinwegrafft. Und

doch könnte dieses Riesenreich mit seinen vierhundert Millionen Menschen die ganze Welt beherrschen, wenn es einmal so weit käme, geschlossen zusammenzustehen!

Die Russen scheinen ein immer härteres Schreckensregiment zu führen. Ihren ehemaligen Revolutionshelden Trotzki haben sie aus dem Land getrieben, und er weiß noch nicht, wohin er sich flüchten soll. Kein europäisches Land will ihn einlassen. So sitzt er in Konstantinopel und sucht flehentlich irgendwo einen Unterschlupf. In Rußland verfolgen die Roten die Religion



Das Gesicht des Ozeanriesen.

Der amerikanische Passagierdampfer „Leviathan“, die ehemalige deutsche „Vaterland“, während der halbjährlich einmal stattfindenden Reparaturarbeiten im Trockendock zu Boston.

und die verschiedener christlichen Kirchen, denen sie das Leben so teuer wie möglich machen. Dabei herrscht eine geradezu grauenvolle Armut im Volk. Nur die Machthaber leben in Saus und Braus. Es ist halt wie überall: Wer im Rohre sitzt, schneidet sich seine Pfeifen. Und diese Leute haben davon gefabelt, sie würden der Menschenvwelt das Himmelreich auf Erden bringen! Ob sie wirklich noch in Europa Leute finden, die ihren verlodenden Gesängen Glauben schenken?

Zum Schluß will der Hausfreund noch ein Ehrenmal bauen. Einem trefflichen Mann, der im Lauf des vergangenen Jahres gestorben ist. Das ist des Hausfreunds ehemaliger Landesherr, der Großherzog Friedrich II. von Baden, der am 9. August 1928 in Badenweiler gestorben ist. In Karlsruhe ist er beigelegt worden, draußen im

Saardwald, in dem schönen Mausoleum, wo seine Eltern und sein Bruder Ludwig ruhen. Die Beisetzung war eine würdige und edle. Die Fahnen der alten badischen Regimenter sind im Trauerzug mitgetragen worden, und Tausende und Abertausende sind in den Straßen gestanden und haben den Trauerzug mit entblöhten Häuptern und stiller Mittrauer an sich vorüberziehen lassen. Sie haben wie der Hausfreund dem treuen und gewissenhaften Fürsten, der stets seines Volkes Bestes gesucht hat, und der ein schlichter, bescheidener und herzengütiger Mann gewesen ist, in seine Gruft nachgeblickt, und es ist ihnen gewesen, als versinke mit ihm ein Stück glänzender Vergangenheit des kleinen Landes, das unter den Jährigern seine besten Zeiten erlebt hat. Er ist an seinem Volk nie irre geworden, sondern hat fest an die Zukunft des deutschen Volkes geglaubt. Sein erster Minister, Freiherr v. Bodman, ist ihm ein halbes Jahr später im Tode nachgefolgt. Der Hausfreund schließt damit seine Erzählung über das Jahr 1928/29 und denkt, jeder echte deutsche Mann und jede echte deutsche Frau solle es diesen Männern gleich tun: ruhig und unverzagt durch die Stürme der Zeit den Weg gehen, den wir geführt werden, und unablässig hoffen auf einen neuen deutschen Morgen der Freiheit! Damit sagt er seinen Lesern: Gott befohlen!

Don einem guten alten flickkasten und von Weihnachtsdukaten.

Ein Weihnachtsidyll,
erzählt von Rose Biera; München.

Der Maler Ludwig Richter, der liebevolle Meister deutschen Gemütes und Schilderer innigen deutschen Heimatglüdes, hat in seinen alten Tagen gerne von einem Weihnachtsabend erzählt, von einem überaus schlichten und bescheidenen Weihnachtsabend aus seiner Jugendzeit, der ihm unauslöschlich im Gedächtnis geblieben.

Ja, damals war er noch ein langer schmaler Jüngling, dem eine eigensinnige Strähne blonden Haares leicht in die Stirn fiel, neunzehn Jahre alt etwa, voll ungestillter romantischer Sehnsucht. Weit da hinten war's. Anno ... 1822:

Die ganze Familie saß in dem niedrigen Stübchen des Großvaters väterlicherseits eng beieinander, — ein wunderlicher origineller alter Rauz übrigens, der sich mit Alchimie und Goldmacherei und nicht zuletzt mit Uhrmacherei abgab und bei dem stets zahllose Uhren an den Wänden um die Wette durcheinander takteten; es war ein altertümliches düsteres Haus hinter der Dresdner Frauenkirche, das er bewohnte, ein Hinterhaus eigentlich mit verschörkelten Winkeln und Treppchen.

Alle waren sie also da um den runden Tisch beisammen, um in biederer behäbiger Genügsam-

keit bei Kaffee und Christstollen den Weihnachtsabend zu begehen und auf das Christmetten-gekläute zu warten, das sie in die nahe Kirche rief: der Vater, etwas gebückt und verkrümpelt von der mühseligen Brotarbeit mit Stichel und Radiernadel, das gute sorgenvolle Gesicht der Mutter, die jüngeren Geschwister um den Uhren-großvater und die blinde Großmutter geschart, die so herrlich Märchen zu erzählen verstand. Und im Kanapee, auf dem Ehrenplatz, der Großvater Müller, ein wundervoller Kapitalphilister, die von ihm unzerrennliche weiße Zipfelmütze auf dem fahlen Kopf, dürr und zappelig und ganz das Gegenteil seiner dicken gravitätischen Frau, einer phlegmatischen Holländerin, die unbeweglich, im Schmuck ihrer festtäglichen puffigen Tüllhaube und ihres mächtigen Doppelfinns, neben ihm thronte.

In der Mitte des Tisches aber prangte in einem dichten Kranz von Tannengrün eine kunstvoll gebastelte Weihnachtspyramide, pagodenförmig aufgebaut, mit goldenem und leuchtend rotem Glanzpapier überzogen, mit Goldsternen übersät und duftenden gelben Wachslöchchen, die ihren lieben Schein durch das dämmrige Zimmer warfen.

Und da saß noch jemand mit im Kreis, ein schlankes junges Ding, dem das weiße Florbüschchen über dem schlichten dunklen Kleid gar lieblich stand. Dies holde freundliche Mädchengesicht unter lichtbraunem Wellenscheitel gehörte Auguste Freudenberg, einer Bekanntschaft aus der Tanzstunde des jungen Ludwig Richter: „Seine Auguste“ war das, „sein Gustchen“, das sieben lange Jahre auf ihn wartete, immer anspruchslos und ruhig und heiter.

Sie hatte einen Stopfkasten von ihm zum Weihnachtspräsent erhalten, schön braun poliert, doch schon ein wenig abgegriffen, und angefüllt mit einer lustigen Auswahl an Garn- und Wollknäulen in allen Größen und Farben. Ja, und um diesen Stopfkasten wob sich eigentlich eine bescheidene kleine Geschichte: erst vor kurzem hatte ihn der junge Ludwig Richter von seiner Tante Amanda aus der Friedrich-Vorstadt feierlich geerbt, die in der Familie den Beinamen „die Flicktante“ führte, und ein Briefchen hatte zwischen der biedereren Stopfgarn-gesellschaft gestekt: „Mein guter alter Flickkasten“ stand da in Tante Amandas verschörkelter Schrift, „soll deiner lieben Frau einmal Segen bringen, wenn sie fleißig und tüchtig ist.“

Der junge Richter jedoch blinzelte träumerisch in die flimmernde großväterliche Weihnachtspyramide und war mit seinen Gedanken gerade weit hinweggewandert, weit nach dem Land seiner jungen Sehnsucht, nach Italien. Ein Freund seines Vaters, der Buchhändler Christoph Arnold, hatte ihm fürs kommende Frühjahr einige Mittel zu einer Studienreise nach Rom in Aussicht gestellt! Endlich sollte er über die enge Brot-



Da — ein blanker Goldbutaten steckte darin.

arbeit am Zeichentisch seines Vaters hinauswach-
sen dürfen!

Noch immer starrte er in den sanften Schein
der Lieben Weihnachtslichtchen: — Den Rest des
Reisgeldes, — woher ihn schaffen?

„Ludwig,“ sagte in diesem Augenblick die dicke
holländische Großmutter in seine Träume hinein,
„laß einmal dein Christpräsent für die Mamsell
Gustchen näher beschauen!“

Und während der jüngste Enkel eifrig an Stelle
des großen Bruders den schön polierten Kasten
nach dem Kanapee trug, blieb der kleine Kerl —
o Schreck! — irgendwo hängen, und — rrrratisch!
rrrratisch! — hatte er auch schon einen bösen Riß
in seinem hübschen braunen Feiertagsjäckchen.

Ja, so konnte er doch nicht in die Christmette
mitgehen! Hilfsbereit, ohne viel Worte, machte
sich das hübsche Augustchen gleich über ihren Stopf-
kasten her. Solch einen Riß, — den hatte sie
schnell zu! Noch einen Faden und noch einen;
— auf diesem braunen Knäulchen war aber
nicht mehr viel gewesen . . .

Gedankenvoll griff der junge Ludwig Richter
nach dem Papierlein, das das Innere des Knäul-
chens gebildet. Da — — ein blanker Gold-
butaten steckte darin! Es war wie ein Märchen-

wunder. Und gerade in diesem Augenblick hub
von der nahen Frauenkirche her das Christmetten-
geläute an.

Es kam dann im Laufe der nächsten Wochen
ein ganzes Häuflein Goldbutaten unter Augustes
flinken Fingern aus den verschiedenen Garnrollen
der guten Tante Amanda hervor. O, man
brauchte nur fleißig zu stopfen und zu flicken,
während der Liebste zeichnete und malte!

Und diese gesegneten Weihnachtsbutaten haben
gar viel geholfen zu dem fruchtbringenden italie-
nischen Aufenthalt des jungen Künstlers, der ihm
für die folgenden Jahre beschieden war.

Der alten Frau Maiern ihre Brosche.

Von Franz Großholz-Freiburg.

„Wir kriegen Frost,“ meinte unser alter
Lehrer, „ich spür's in allen Glie-
dern, von der kleinen Fußzehe bis
in die oberste Gehirnerve, und
außerdem ist morgen Mondwechsel. Es wird
kalt werden und frieren!“ —

Wir — nämlich der Schmiedmaxel mit seinen
roten Haaren und ich — hatten schon wieder
glänzende Gedanken und einen igeinen Plan.

Nach Feierabend schwitzten wir zwei noch lange in der Schmiede. —

Kurz und gut, am nächsten Morgen lag eine fein glänzend gefummelte Messingbrotsche in Größe eines Fünfmarkstückes auf dem hartgefrorenen Gehweg.

Schon humpelte die alte profitliche Maiern um die Ecke. Jetzt konnte das Theater beginnen.

„He, Sie, Frau Maiern, guten Morgen, Sie haben wohl Ihre Brotsche dort verloren!“

„Natürlich, natürlich,“ meckerte die Maiern und hüfte sich, um die Brotsche aufzuheben. Aber vergebens. Es gelang ihr beim besten Willen nicht.

„Ach du lieber Herrgott,“ begann die Maiern zu jammern, „Kinder, wäret ihr nicht so gut und würdet ihr mir meine hinuntergefallene Brotsche aufheben? Ich kann es leider nicht. Ich habe so schrecklich kalte Finger, ohne jedes Gefühl, wie Eiszapfen.“

Wir probierten beide, aber auch unsere Liebesmühe war vergebens.

Um die Ecke bog unser alter Lehrer Ziegenbart und hüftelte langsam näher, bis er stehen

„Es geht leider nicht, Herr Lehrer,“ antworteten wir mit dem unschuldigsten Gesicht der Welt und demonstrierten, daß es tatsächlich nicht ging.

„Berrückte Sache,“ brummte der Lehrer und schob und stoßerte mit der Spitze seines Schirmes an der Brotsche herum. Er brachte das verhexte Ding aber ebensowenig auch nur einen Millimeter vom Fleck, als alle die anderen Leute, die nach und nach um die heulende Maiern: „Ach meine Brotsche, meine schöne Brotsche!“ einen Kreis bildeten.

„Die Brotsche muß angefroren sein,“ schreie meisterte der Lehrer die in Mitleid und Andacht versammelte Menge, „wir stehen hier vor einem Rätsel der Natur!“

Wir holten den Wachtmeister von der Ecke und erklärten ihm beim Anmarsch den Kriminalfall.

Der Wachtmeister teilte die Menge, hörte das Lamento der alten Maiern und die Lehrsätze unseres Ziegenbartes, zog dann seinen Säbel und bemühte sich, die angefrorene Brotsche loszuzweifen, aber leider auch vergeblich.

Man wußte sich nicht mehr zu helfen. Die Menge wuchs zusehend wie der Sand am Meer.

In der Mitte heulmeierte die Alte in einer Tonleiter fort: „Meine Brotsche, meine schöne Brotsche, mein teures Andenken!“

Endlich rief man den alten Schmiedmazel. Der besah sich erst als Fachmann den Fall, dann holte er eine große Zange, setzte an und riß aus Leibeskräften an dem verhexten Ding.

Da, ein Ruck, und die Brotsche war los.

Die Maiern stieß einen Jubelschrei aus tiefster Seele aus, und alles atmete befreit auf.

Der Schmiedmazel hielt die Zange mit der Brotsche hoch.

An der Brotsche war unten ein etwa 30 Zentimeter langer Nagel mit Widerhaken angeschmiedet.

Alles brüllte vor Vergnügen, nur die alte Maiern fiel vor Schrecken in Ohnmacht und dem alten Ziegenbart in die Arme. — „Die arme alte Frau ist das unglückliche Opfer eines losen, nichtswürdigen Streiches angetrunkenen, fleißiger Studente oder gar ungezogener sittenlos gefährdeter Gassenkinder geworden,“ dozierte in herrlicher Betonung unser Lehrer, „es ist anfangs einfach zum Händeringen!“ — Und die Maiern lachte noch in ihrer Bewußtlosigkeit fort: „Meine Brotsche, meine schöne Brotsche!“ — Und das ganze Städtchen sprach an diesem Tage von nichts anderem als von der alten Frau Maiern ihrer Brotsche.



Alles brüllte vor Vergnügen, nur die alte Maiern fiel vor Schrecken in Ohnmacht und dem alten Ziegenbart in die Arme.

blieb und fragte: „Was ist denn los?“

„Ach, meine Brotsche, meine schöne Brotsche,“ jammerte die Maiern und deutete mit ihren langen dünnen Spinnenfingern auf das Kleinod am Boden.

„Wollt ihr die Brotsche gleich aufheben,“ fuhr der Gestrenge uns an.

unser Lehrer, „es ist anfangs einfach zum Händeringen!“ — Und die Maiern lachte noch in ihrer Bewußtlosigkeit fort: „Meine Brotsche, meine schöne Brotsche!“ — Und das ganze Städtchen sprach an diesem Tage von nichts anderem als von der alten Frau Maiern ihrer Brotsche.

Gespensster im Paradies.

Novelle von Franz Hirtler.



Augen Narren waren und nicht begriffen, daß jedes Erdenbürgers Geschick in den Sternen aufgeschrieben war. Zwar war es ihm nicht gegeben, in die Geheimnisse der Sternenkunst tiefer einzudringen, ihm genügte es, sein Horoskop zu kennen, das ihm keine günstigen Lebensausichten verkündete. An der Wand der Werkstatt hing eine astrologische Tafel mit den Bildern des Tierkreises und den Planetenzeichen. Darauf ruhte oft sein Blick. Er wußte, was es für eine Bewandnis hatte mit der Stellung des Planeten Mars zum Zeichen des Skorpions. Darin lag sein Schicksal. Der Skorpion, dieses wässerige, negative Zeichen, wie die Astrologen sagen, beherrschte ihn. Nach schweren inneren Kämpfen und heftigen Ausbrüchen seiner verzweifelt sich aufbäumenden Natur war der Meister Trudenbrot ein stiller Mann geworden, der sich in sein unfreundliches Schicksal mit stumpfer Demut ergab.

Neben den Sternen aber gab er seiner Frau Juliane die Schuld daran, daß es ihm nicht so ging, wie er es gewünscht hatte. Auch sie war ihm, wie er dachte, von den Sternen aus vorherbestimmt worden. Seitdem ihm dies bewußt geworden war, hatte er innerlich Frieden mit ihr geschlossen. Er war sogar im Lauf der Jahre und unter gemeinsam erlebten Schicksalschlägen wieder zu einer Art von Liebe gekommen, die ihre Wurzel in einem unausgesprochenen Mitleid und in dem Bedauern hatte, daß es ihr eben auch nicht bestimmt war, auf der sonnigen Seite des Daseins leben zu dürfen.

Während Thomas Trudenbrot nähte und klopfte, dachte er so seine trüben Gedanken und siegte, ohne es zu wissen, über das Schicksal, indem er innerlich immer mehr bereit wurde, zu tragen, was es ihm auch noch weiteres aufladen sollte. Er merkte schon, daß sich wieder neues Unheil vorbereitete. Seine Frau stöhnte in letzter Zeit häufig im Schlafe. Mit ihr war etwas nicht in Ordnung. Sicher war eine Krankheit oder ein anderes Uebel im Anzug. Sie sagte aber nichts, wurde nur von Woche zu Woche blasser, und ihr Blick verriet, daß sie an irgend etwas litt. Dem sann der Meister oft nach, ohne zu finden, was es sein könne. Die Geschichte mit ihrem Sohn Florian war es nicht. Oder hing es vielleicht doch damit zusammen? Eines Morgens entschloß sich Thomas Trudenbrot, seine Frau zu fragen, was ihr so zusehe. Dies war etwas Außergewöhnliches, denn über ihre eigensten Angelegenheiten sprachen diese Eheleute nie. Es war auch gar nicht so leicht, die Ursache der Verstörtheit Julianes von ihr zu erfahren. Zuerst wies sie seine Frage kurz ab, es sei nichts. Dann nannte er den Namen Florian. Julianes Blick wurde scharf und böse. Sie wollte gar nicht an den Sohn erinnert werden, der Schande in ihre Familie gebracht hatte. Trudenbrot tat einen

m „Paradies“, einem der ältesten Häuser des kleinen, zwischen Nebenhängen gelegenen Städtchens Allendingen, wohnte der Schuhmachermeister Thomas Trudenbrot. Man mußte eine breite Sandsteintreppe hinaufsteigen, wenn man seine Werkstatt treten wollte. Ueber dem Türschwelle war auf einem verwitterten wappenartigen Schild eine kindlich einfache Darstellung des Sündenfalles der ersten Menschen und eine Jahreszahl in den Stein gegraben. Nur die Zahl wenigstens das Jahrhundert, dem der Bau entstammte. Ueber eine hohe Schwelle trat man in einen schmalen Gang, der nach hinten sich in dümmriges Dunkel verlor. Dort, wo bei bewölktem Himmel nicht mehr viel zu sehen war, mündete eine steile, aus dem oberen Stodwerk herabführende Holzstreppe in den Hausflur, in dem immer ein wenig nach Leder roch. Eine Eichen- tür mit altertümlichem Schloß mußte man öffnen, wenn man zu Meister Trudenbrot wollte. Inmitten seiner Geräte, Schäfte, Schränke, Lederwerkzeuge, fertigen und halbfertigen Schuhwerk saß und hämmerte mit einem ältlichen Gehilfen der in den Fünßzigerjahren stehende Meister. Sein Kopf war bis auf einen schmalen Kranz von schwarzem Haar fast kahl und glänzte wie eine Eisenbeinkugel. Er trug eine Brille mit kleinen Gläsern, die er auf die Stirne hinaufschob, wenn er von der Arbeit weg auf die Straße hinauschaute. Sein Gesicht konnte einem Menschenkenner offenbaren, daß der Meister zu den Leuten gehörte, die sich über die Welt und das Leben ihre eigenen Gedanken machen und nicht viel davon verraten. Er verachtete das laute und geschäftige Treiben der Menschen, die der Meinung waren, man könne, wenn man hartnäckig genug war, irgendein irdisches Glück erlangen. Er wußte es besser als die, die in seinen

Sebels Rheinl. Hausfreund für 1930.

kurzen Seufzer, sagte sich und sagte, sie solle doch einmal zum Doktor gehen. Ihr Aussehen sei nicht das beste und heute nacht habe sie wieder furchtbar gestöhnt. Juliane machte eine müde abwehrende Bewegung. Plötzlich zitterte sie und bemühte sich, die aufsteigenden Tränen zu unterdrücken. Und nun überkam es sie; sie schluchzte und sagte, ein Doktor könne ihr nicht helfen. Der Meister Trudenbrot schaute gedankenvoll schweigend auf seine Frau, die, ohne sich zu rühren, auf den Tisch blickte. Dann könne vielleicht der Pfarrer helfen, sagte er schließlich. Die Frau schüttelte nur den Kopf, dessen Haar dem Meister nun viel stärker, als er es bisher kannte, angegraut schien. Nun ließ er ihr keine Ruhe mehr, sprach davon, daß er in den Sternenbüchern die Sache vielleicht tiefer ergründen könne, wenn der Doktor und Pfarrer nicht helfen werde. Da gestand sie, daß in ihrem Haus etwas nicht in Ordnung sei. „Wieso?“ fragte der Meister. Frau Juliane atmete tief und dann kam es leis von ihren Lippen: „Es ist ein Geist in diesem Haus, ein Gespenst, und von dem kommt alles Unheil! Ich hab es selbst gesehen. Fast jede Nacht erscheint es.“

Thomas Trudenbrot machte ein Gesicht, in dem sich alle Bitterkeit, die ihm das Leben zu kosten gegeben hatte, ausdrückte. „Ein Geist geht um in unserem Haus? Hat dir irgend jemand das erzählt? Es gibt eine alte Sage davon. Aber hast du die graue Frau wirklich gesehen?“ fragte er mit verdüstertem Blick. „Eine graue Frau?“ sprach Juliane mit leiser, aber vor Erregung bebender Stimme, „ja, die ist es! Aber niemand hat mir davon etwas gesagt. Es spukt also schon lange in diesem Haus?“ Der Meister schüttelte den Kopf. „Ich habe noch nie etwas gesehen. Nie habe ich es geglaubt, was die alten Leute von unserem Haus erzählten. Ich hielt es für abergläubisches Zeug. Aber wie sieht das Gespenst aus?“ Juliane empfand es endlich als eine Erleichterung, von dem Geisterstuck zu erzählen. „Es ist eine graue Frau in altmodischem Kleid. Sie geht unhörbar durch die Zimmer. Bevor sie erscheint, werde ich durch irgend etwas geweckt. Dann kommt sie herein, bleibt einige Augenblicke stehen und schaut mich an mit bösem giftigen Lächeln im gelben Gesicht. In der Hand trägt sie etwas, das aussieht, wie eine Pfanne oder ein Kochgeschirr. Irgendwoher kommt ein merkwürdiges Geräusch. Es hört sich an, wie wenn jemand in einem Sack mit Silbermünzen wühlt. Dann ist sie mit einemmal verschwunden.“ Mit bebender Stimme und stockend hatte sie erzählt. Thomas Trudenbrot hatte ruhig zugehört und zeigte keine Aufregung. Er war stets auf alles gefaßt. Nun mußte auch dies ertragen werden. „Fast dreißig Jahre wohnen wir hier,“ sprach er und redete mehr zu sich selbst als zu seiner Frau. „Jetzt also zeigt sich die graue Frau

wieder. Es stimmt alles. Es ist richtig, was ich gesehen und gehört hast, Juliane. So haben früher schon die alten Leute erzählt. Und weißt nicht, warum die graue Frau keine Ruhestunden finden kann? Hast nie etwas gehört von der schrecklichen Geschichte, die in diesem Hause geschah? So will ich es dir erzählen. Das ist schon gut dreihundert Jahre her. Da war die Paus eine Herberge! „Zum Paradies“ hieß sie. Draußen ist noch das Schild in Stein gehauen zu sehen und ein Ring in der Mauer, an dem die Reiter ihr Pferd anbinden konnten. Nun damals in der Zeit des großen Krieges, der dreißig Jahre dauerte, kamen auch einmal zwei Reiter und fragten, ob sie in der Herberge übernachten könnten. Die Wirtin sagte dem einen gern zu und bewirtete ihn recht gut, denn er hatte ihm einen Sack gezeigt, der war ganz angefüllt mit erbeuteten Talern. Sie erzählte von ihrem Sohn, der vor Jahren in den großen Krieg gezogen und nicht heimgekehrt war. In der Nacht, als der Reiter in seiner Kammer lag und schlief, ging die Wirtin in die Küche und war entschlossen zu tun, was sie vielleicht schon oft getan hatte. Sie machte in einer Pfanne Fett heiß, schlich dann in die Schlafkammer des Reiters und tötete ihn, indem sie ihm das siedendheiße Fett eingoß. Wie so grausame Art sind früher offenbar manche Leute umgebracht worden. Es war eine böse Zeit, und die Menschen wurden vor lauter Geizgier zu wilden Bestien. Die Wirtin im „Paradies“ nahm den Sack mit den Talern des Reiters. Den Leichnam verscharrte sie in der Durogrube hinter dem Haus. Am Morgen kam der andere Reiter, um seinen Kamerad abzuholen. „Er ist schon fortgeritten in aller Früh,“ sagte die Mörderin. Wie ist das möglich! entgegnete der Reiter. Sein Ross steht ja noch im Stall. Was ist mit ihm geschehen? Habt Ihr ihm etwas getan? Die Wirtin erbleichte, so daß der Reiter ahnte, was geschehen war. Ihr habt ihn gemordet! schrie er. So sollt Ihr wissen, daß es Euch ein Sohn war! Er wollte den Spaß haben, als er bekannter bei Euch einzukehren . . . Als die Wirtin hörte, holte sie in wahnsinniger Verzweiflung den Sack mit den Talern, streute sie wild in der ganzen Stube herum und verfluchte sich und ihre schlimme Geizgier. Dann ging sie auf den Dachboden und erhängte sich . . . Das ist also die graue Frau. Sie kann keine Ruhestunden finden. So sagten in meiner Jugend die alten Leute, und jetzt zeigt es sich, daß es wahr ist!“

Nach dieser Aussprache war Juliane zunächst beruhigt, weil sie sich sagte, daß die vor Jahrhunderten geschehene Mordtat sie nichts angehe. Es verging einige Zeit, in der sich die graue Frau nicht mehr zeigte. Der Meister Trudenbrot war in mancher Nacht wach geblieben, um selbst einmal den Geist der Mörderin zu sehen, aber erschien ihm nicht. Er suchte Rat in seinen alten

logischen Büchern und in Schriften, die von Geistessehern handelten, aber er fand in ihnen keine befriedigende Deutung des Spuks. Er lebte sich aber immer tiefer in die Gedanken an die Geisterwelt ein, ohne einem Menschen darüber etwas zu sagen. Es gab Nächte, in denen er während der Geisterstunde durch alle Räume seines Hauses wanderte, fieberhaft lauschte und in jeden Winkel schaute. Seine Sinne waren dabei in äußerster Erregung, so daß es nur eines geringen Anlasses bedurfte, um ihm die Erscheinung eines Gespenstes vorzutauschen. Oder war es ein wirklicher Geist, dem der Meister Trudenbrot in einer stürmischen sternenlosen Nacht begegnete? Der Erzähler dieser Geschichte kann diese Frage nicht beantworten. Ihm ist noch nie ein Gespenst begegnet, er kann aber auch nicht für ganz unmöglich halten, was durch viele Menschen, die solche Dinge erzählen, glaubhaft versichert wird. In einer dieser Nächte, in denen Thomas Trudenbrot umherwanderte in seinem Haus, um das der Sturm tobte, geschah es, daß ein Luftzug die flackernde Kerze in seiner Hand auslöschte. Es war im oberen Gang, dort, wo nach seiner Meinung die Tür war zu der Kammer, in der einst der Reiter ermordet worden war. Einige Minuten stand er dort im Dunkeln und lauschte. Draußen tobte der Sturm. Im Hause regte sich nichts. Plötzlich aber geschah das Seltsame, daß das Säusen draußen verstummte. Diese Stille überfiel mit ihrer ganzen Unheimlichkeit den Meister, so daß er, der seiner Furchtlosigkeit gewiß zu sein glaubte, spürte, wie seine Knie zitterten. Nun mußte es geschehen, dachte er. Nun war das Tor der Geisterwelt geöffnet, er fühlte es. Und schon ging seltsames Klingen durch das Haus und da — drüben an der Tür stand nun wirklich eine menschliche Gestalt, ein Mann mit bleichem Gesicht. Das ist der ermordete Reiter, dachte Thomas Trudenbrot erschauernd und wagte nicht, sich zu rühren, obwohl er den Trieb hatte zu fliehen. Er starrte auf das Gesicht der Erscheinung. Es kam ihm bekannt vor, er wußte aber nicht, wessen Züge es waren. Fremd und leidend schaute das regungslose Angesicht mit schattenhaften Augen ins Unbestimmte, an Thomas Trudenbrot vorbei oder vielmehr durch ihn hindurch. Der Meister war nicht mehr Herr seiner Gedanken; es gab keine Ueberlegung mehr, wer das sein könne dort unter der Tür. Stimmen schienen ihm ins Ohr zu rufen, und einer dieser Rufe traf das Herz des Mannes: Florian! Ja dies war Florian, sein Sohn! Jetzt erkannte er ihn, den Ausgestoßenen, den Unglückseligen, den Verschollenen! Florian! wollte er rufen, da schlug drunten in der Stube die Uhr: Eins! In diesem Augenblick war die Erscheinung lautlos verschwunden, und wieder tobte der Sturm um das alte Haus. Mit Mühe tastete sich Thomas Trudenbrot durch den Gang und die

Treppe hinab in das Schlafzimmer. Dort fand er zu seiner Verwunderung seine Frau wach und verstörter als je. Sie starrte in das Licht, das er anzündete, und er wußte gleich, daß sie wieder die graue Frau gesehen hatte. „Ich kann diesen Blick nicht mehr ertragen,“ sagte sie. „Dieses böse höhnische Lächeln, mit dem sie mich anschaut, macht mich krank. Ich verliere den Verstand, wenn ich das noch oft erleben muß.“ Sie versank in düsteres Nachsinnen. Thomas Trudenbrot, der selbst noch erschüttert war von seinem unheimlichen Erlebnis, schwieg. Er konnte um diese Stunde seiner beklagenswerten Frau nichts davon erzählen. Er trug die Gedanken an die



„Ihr habt ihn gemordet!“ schrie er.

Erscheinung Florians wie ein gefährliches Geheimnis mit sich herum und fand keine Deutung für diese gespenstischen Vorgänge. In seinen Kalender schrieb er neben den Tag, an dem er den Geist seines Sohnes gesehen hatte, den Namen Florian. Er befragte seine astrologischen Bücher und Aufzeichnungen. Ihm erschien es sehr wahrscheinlich, daß Florian in jener Nacht an einem unbekanntem Ort in der Fremde gestorben sein müsse. Aber das Horoskop und der Stand der Gestirne in jener geisterhaften Stunde deuteten eher auf eine günstige Wendung im Schicksal des Unglückseligen. Nun wußte er keinen Rat mehr in dieser Sache. Was er früher nie getan hatte, dazu trieb es ihn jetzt. Er wollte mit seiner Frau, die ja von den gleichen schweren Gedanken gequält wurde, über diese Dinge sprechen. Ob sie auch immer an Florian denke? Ob ihnen der Himmel nicht diese Prüfungen schicke, weil sie selbst nicht ganz ohne Schuld seien am Schicksal ihres Sohnes? Diese Fragen sprach er eines Tages offen aus, und diese Tatsache war für Juliane schon verwunderlich, denn nie hatten sie miteinander über diese schmerzlichen Dinge geredet. Es war ihnen bei-

den, als müßten sie nun einmal Gerichtstag halten über sich selbst. Das gesprochene Wort vertrat bei solcher Gewissenserforschung freilich nicht alles, was in der Seele vor sich geht. Thomas Trudenbrot sprach leise, als schene er sich, die vergangenen Geschichten wieder lebendig zu machen. Aber es mußte doch heraus, was in ihm war. Er erinnerte an die Zeit, da Florian noch zu Hause war. Damals lag seine und ihre Zukunft schön und hoffnungsvoll vor ihnen. Dann hatte Florian ihre Erwartungen erstmals getäuscht, als er ein Mädchen erwählte und zur Frau nehmen wollte, das den Eltern gar nicht zusagte, weil sie arm war und aus einer wenig angesehenen Familie stammte. Eine Arbeiterin der Zigarrenfabrik! Dem Bürgerstolz des Meisters Trudenbrot und mehr noch der Eitelkeit seiner Frau, die immer hoch hinaus wollte damals, war es ein ganz unmöglicher Gedanke, daß ihr Sohn eine solche Schwiegertochter in das damals seinen Wohlstand aus allen Fenstern strahlende Haus bringen werde. Jetzt, da das Schicksal sie gedemütigt hatte, erkannten sie, daß es ein törichter Stolz war, der sie veranlaßte, den Wünschen des Sohnes entgegenzutreten. Was nützte es, daß man ihn mit Verstoßung und Enterbung bedrohte. Er hatte die Eltern beschworen, ihn nicht unglücklich zu machen. Vergeblich! Sie wollten lieber einen Unglücklichen zum Sohne haben, als von ihrem Stolz zu lassen. Dann kam der Tag, an dem Minna, die Erwählte Florians, in das Trudenbrotische Haus kam, um es selbst zu versuchen, den Widerstand der Eltern zu brechen. Unter Tränen verriet sie, wie es mit ihr stand, und flehte die Hartherzigen an, ihr und Florians Leben nicht zu verderben. Mit Schimpf und Schande jagte man sie aus dem Haus. War das recht gehandelt gewesen an dieser Aermsten und an Florian? Schien es nicht begreiflich, daß Florian nun sein Vaterhaus verließ, verbittert und voller Haß. Er nahm in der Großstadt eine Stelle an und wollte bald heiraten. Das Elternhaus war für ihn nicht mehr vorhanden. Doch wäre es jetzt immer noch möglich gewesen, alles wieder gut zu machen. Aber das Verhängnis nahm seinen Lauf. Florian wurde verhaftet wegen eines Betrugs. Er hatte Wechsel mit der von ihm gefälschten Unterschrift seines Vaters in Umlauf gesetzt. Eine Schmach war es, daß der Vater gegen ihn als Zeuge erscheinen mußte. Das Gericht verurteilte Florian zu einer mehrmonatigen Gefängnisstrafe. Ganz Allendingen sprach von dieser Sache, die man auch in allen Zeitungen lesen konnte. Es war ein schwerer Schlag für die bisher im besten Ansehen stehende Familie. Die Hauptschuld an der schlimmen Entgleisung des Sohnes gaben viele Einwohner der Hartherzigkeit seiner Eltern, vor allem der Julianes. Die Mutter aber erwiderte darauf, das Frauen-

zimmer, die Minna, habe es auf dem Gewissen, daß Florian auf solche Bahn geraten sei. Hätte er doch, da sie inzwischen Mutter geworden war, ihr von seinem geringen Lohn immer einen Teil zukommen lassen. Jetzt da die Eltern sich all der Dinge erinnerten, war von dieser Beschuldigung nicht mehr die Rede. In Meisters Trudenbrots Worten klang sogar die schmerzliche Erkenntnis, daß man es nicht hätte soweit kommen lassen sollen. Aber nun konnten solche Erwägungen nicht mehr helfen. Damals, als Florian in einer Herbstnacht aus dem Gefängnis zurückkam, waren die Herzen noch heiß vom Haß auf den mißratenen Sohn, einem Haß, der freilich mehr dem Schädiger des Familienansehens als dem Sünder galt. Denn Florian kam zurück ruhig und mit guten Vorsätzen. Er wollte alles wieder gutmachen, auch an Minna. Die Eltern empfingen ihn aber mit harten unversöhnlichen Worten, so daß er keine Möglichkeit mehr sah künftig in Allendingen zu leben. Noch in jener Nacht ging er wieder davon als Ausgestoßener und Geächteter und ließ seither nie mehr etwas von sich hören. War es wohl wahr, daß er, wie das Gerücht ging, in die Fremdenlegion eingetreten war? Dann konnte er in den schweren Kämpfen der Legion, von denen man jetzt in den Zeitungen las, in Nordafrika gefallen sein. Auf die Frage Julianes, warum er das glaubte, schwieg Thomas Trudenbrot zunächst einige Augenblicke; dann erzählte er vorgebeugt mit der die aufgestülzte Hand gelegter Stirn und beschatteten Augen sein Erlebnis in jener Nacht, da ihm Florian erschienen war. Solche Erscheinungen, sagte er, bedeuteten wohl immer den Tod dessen, der sich auf solch geisterhafte Weisheit gezeigt habe. Julianes atmete schwer. Sie war überzeugt, daß ihr Mann recht hatte mit seiner düsteren Mutmaßung. Florian war tot. Nun erlösch der letzte Haß auf ihn. Ihre Augen waren feucht. Unter all der Verbitterung war doch noch mütterliches Gefühl verborgen gewesen und es schien in diesem Augenblick, als sei Julianes eifervolle Feindschaft gegen Florian nur ein Irrweg ihrer mütterlich sorgenden Liebe gewesen. Davon sprach sie jedoch kein Wort, war es wohl auch sich selbst gar nicht bewußt. Sie sann nach und grübelte, wie wohl die Erscheinung der grauen Frau mit dem Schicksal ihres Sohnes in Verbindung stehen könnte. Ihre Gedanken gingen um diese Frage herum, scheuten sich aber vor der Antwort, die doch schon deutlich im Hintergrund ihrer Empfindungen stand. Warum wurde sie vom Geist jener Mörderin verfolgt? Warum blickte die graue Frau mit ihrem bösen Blick immer so höhniisch auf sie? Warum wehrte sich mit allen Fasern ihrer zähen Natur gegen die Deutung, die doch ganz nahe lag. Sie erkannte, daß sie nicht mehr länger leben konnte, wenn sie sich wie jene graue Frau

schuldig fühlen mußte am Tode des Sohnes. Der Gedanke aber umschlich sie Tag und Nacht und ließ ihr keine Ruhe . . .

Was tat der Meister Trudenbrot in diesen Tagen? Er wurde noch verschlossener und schweigeramer als bisher, schaute nachts aus dem Fenster zu den Sternen empor, die auf das irdische Geschehen geheimnisvoll einwirken, und las in seinen Büchern und Schriften. Er saß tagsüber bei seiner Arbeit, klopfte und nähte mit großer Ausdauer, demütig mit gekrümmtem Rücken auf die Schläge des Schicksals wartend. Er sah, daß es mit seiner Frau schlimm stand. Sie fand während der Nacht nur wenige Stunden Ruhe, und auch im Schlaf redete sie und stöhnte oft. Das schien ihm nicht anders enden zu können als in offenem Irzsin.

Der Himmel aber ließ die Dinge anders werden, als der sinnende Meister es sich ausmalte. Weder Sterndeuter noch Philosophen können je das tausendfältige Getriebe des Lebens so durchschauen, daß sie sagen können, warum dies Menschen schicksal so verläuft und jenes anders. —

Meister Trudenbrot sah eines Tages den Bürgermeister des Städtchens in seine Stube eintreten. Er kam nicht wie sonst, um sich Schuhe anmessen zu lassen oder um mit dem Meister zu politisieren. Er trug in der Hand einen Brief, der, weil er fehlerhaft adressiert war, schon durch alle möglichen Orte gelaufen war, die einen ähnlichen Namen wie das Städtchen Allendingen führen. Nun aber hatte er sein Ziel gefunden, und der Bürgermeister stand da und hatte sich eines Auftrags zu entsägen, eines Auftrags, der etwas heikel war, denn es handelte sich in diesem Schreiben um Florian, den verlorenen Sohn und Fremdenlegionär. Diesen Namen im Hause Trudenbrots zu nennen, scheute sich jedermann, denn man wußte, wie schwer der Meister und seine Frau bei der Erinnerung an das Bergangene litten. Umständlich entfaltete der Bürgermeister den arg zernitterten, mit ungefügigen Schriftzügen bedeckten Brief. „Es ist ein Schreiben gekommen aus Marokko von einem Kameraden des Florian,“ begann er. „Sie wissen doch, daß er in der Fremdenlegion ist.“ „Ja, ich weiß es,“ sagte Thomas Trudenbrot ganz ruhig, „und ich weiß auch, was darin stehen wird: der Florian ist tot . . .“ — „Nein, Herr Trudenbrot, das nicht! Florian ist nicht tot. Er ist im Kampf mit den Kabylen schwer verwundet worden. Dieses Schreiben kommt aus einem Lazarett in Oran. Ein deutscher Kamerad des Florian schreibt, Ihr Sohn sei nun gerettet. Viele Tage lang habe er zwischen Leben und Tod geschwebt. Mit einem Schuß durch die Brust und mit zerschmettertem Bein, das man ihm am Rute abnehmen mußte. Lesen Sie nur selbst, was noch dasteht . . .“ Er reichte dem Meister, der taumelnd beinahe über herum-

liegende Stiefel und Schäfte stürzte, das Papier. Da standen am Schluß nach den in soldatischer Kürze abgefaßten notwendigsten Mitteilungen die Sätze: „Sagen Sie dem Vater meines guten Landsmanns und Kameraden, daß sein Sohn Schreckliches durchgemacht hat und nun sehr elend ist. Man wird ihn in einigen Wochen entlassen. Er sehnt sich sehr nach Hause, aber er sagt, er habe keine Heimat mehr. Er hat nicht den Mut, an seine Eltern zu schreiben. Ich weiß, warum sie ihn verstoßen haben. Sie werden aber gewiß nun alles vergessen können und ihm ihr Haus nicht mehr verschließen. Wenn Sie, Herr Bürgermeister, die Eltern dazu bewegen könnten, ihm zu schreiben, daß er kommen dürfe, so wäre das ein Werk der Barmherzigkeit . . .“

Dreimal las Thomas Trudenbrot diese Sätze, und seine Lippen sprachen leise jedes Wort. Er las sie, wie man den Text heiliger Bücher liest, tiefbewegt von den Wundern und Gnaden, die darin sich offenbaren. Nun scheute er sich nicht, vor dem Bürgermeister zu zeigen, wie es ihm zumut war. Freude ist ein viel zu einfaches Wort für das, was den Vater Florians bewegte. Nein, es war nicht die Freude, die himmelhoch jauchzt, die nun den Meister erfüllte. Er stand da tiefergriffen, ganz feierlich gestimmt und sogar demütig sich dem unerwarteten und unverdienten Glücke darbietend. Schweigend trat er durch eine Tür, winkte aus dem Nebenraum seine Frau herbei. „Er lebt! Er kommt!“ sagte er in einem Ton, den man nie von ihm gehört hatte. Es klang so, als reiche er ihr ein Ge-



„Er lebt! Er kommt!“ sagte er in einem Ton, den man nie von ihm gehört hatte.

schent, das viel zu reich und zu kostbar für ein einziges der Freude ungewohntes Herz. Dann wandte er sich wieder rasch an den Bürgermeister: „Sie sehen, Herr Bürgermeister, wie wir erfreut sind! Wohin soll ich schreiben? Es sind viele Wochen her. In Oran wird er nicht

mehr sein?" Der Bürgermeister riet, der Meister solle sich an das rote Kreuz wenden. „Ja, ans rote Kreuz . . .“ murmelte Thomas Trudenbrot. Die Freude machte ihn nicht überschwinglich; er behielt seine äußere Ruhe und redete in fast trockenem Ton über die ihn so tiefbewegenden Dinge. Juliane stand da mit weitgeöffneten Augen, als sehe sie am hellen Tage Gespensster. In ihr verwandelte sich etwas; sie rief plötzlich: „Ja, wo ist er, Thomas? Wo ist Florian? Er lebt? Ist es auch wahr?“ „Ja, er lebt!“ sagte der Bürgermeister zu ihr und reichte, sich verabschiedend, Thomas Trudenbrot die Hand. „Morgen fahre ich in die Hauptstadt,“ erklärte dieser. „Dort auf dem Konsulat wird man mir wohl Auskunft geben, was ich tun soll.“ Merkwürdig ist, dachte der Bürgermeister im Weggehen, daß er jetzt nicht die Sterne befragt, sondern einmal bestimmt weiß, was er tun will. Als der Bürgermeister das Haus verlassen hatte, geschah etwas Seltsames: Juliane warf sich ihrem Manne an die Brust und weinte. Er hielt still und lauschte ergriffen ihrem Schluchzen.

Dann kamen Tage, die erfüllt waren von Unruhe und Spannung. Der Meister Trudenbrot überließ seinem Gesellen die Arbeit. Er reiste, schrieb, telegraphierte und fand freundliche Helfer und Berater. Er freute sich, daß man seine Angelegenheit so wichtig nahm, und Florians Ansehen stieg in diesen Tagen. Endlich kam Nachricht von ihm aus Marseille. Er kündigte seine baldige Heimkehr an.

Das alte Haus mit der düsteren Vergangenheit erlebte einen freudigen Tag. Freilich schien es zunächst, als sei es ein recht trauriger Anlaß, zu dem der Meister Trudenbrot und seine Frau sich am Bahnhof eingefunden hatten. Denn als der Zug, mit dem man Florian erwartete, eingefahren war, entstieg ihm unter Beihilfe eines Schaffners mühsam ein Mann mit Krücken, der mit bleichem Gesicht schen und hilflos um sich blickte. Die Eltern erkannten tiefbewegt ihren Sohn. Es gab keine laute Begrüßungsszene, denn das lag gar nicht in der Natur dieser ihr Inneres vor dem Menschen verschließenden Leute. Juliane war von dem erbarmungswürdigen Aussehen Florians erschüttert und nahm seinen Arm in den ihren. Der Sohn schaute verwundert auf seine Mutter; sie nickte ihm nur teilnahmsvoll zu und schwieg. Der Meister nahm die Krücken und das kleine Päckchen Florians und stützte den Heimkehrer von der anderen Seite. „Da bist du also wieder!“ Mehr wußte er in diesem Augenblick nicht zu sagen. Langsam zog die Gruppe der drei engvereinigten Menschen die Straße hin zu dem alten Haus, das mit hellgeputzten Fenstern auf sie schaute.

Solch eine Stunde, da ein verlorener Sohn als Heimgekehrter erstmals wieder vor den Augen der Eltern am freundlich gedeckten Tisch sitzt und staunt über die taghelle Wirklichkeit des vertrauten Raumes, in den sich so oft seine kindliche Sehnsucht zurückträumte . . ., solch eine Stunde mit Worten zu schildern, vermag keine Feder. Drei Augenpaare blickten verklärt, aber doch noch scheu und fragend, denn nur langsam erfaßt das Menschenherz das Glück, das unerwartet eintritt. Von diesen leuchtenden Augen müßte man erzählen, denn sie sagten alles, was sich die drei Menschen zu gestehen hatten. An Worten würde auch in dieser Stunde im „Paradies“ geipart. Die Mutter brachte das Essen. „Ganz gewiß hast du Hunger, Florian? Warst lange unterwegs“ sagte sie, und diese schlichten und doch echtes mütterliches Gefühl verratenden Sätze waren tatsächlich das Erste, das sie sprach. Florian nickte und aß. „Leberknödel!“ Mit dieser Ankündigung stellte sie eine weitere Schüssel vor Florian und fragte: „Sind sie immer noch deine Leibspeiß?“ „Ja, ja!“ entgegnete er mit einem dankbaren und noch schen lächelnden Blick. Die Vergangenheit schien keinen Eintritt zu haben in diese Stube, in der eine Mutter ihren aus dem Elend zurückgekehrten Sohn bewirtete, während der Vater ihm sinnend zuschaute. Dann, als sie, nachdem der Tisch abgedeckt war, bei einem Krüge Wein, dem besten aus Trudenbrots Keller, saßen, kam auch der Meister ans Reden. Sie sprachen vom Krieg in Marokko, von den Neutigkeiten im Städtchen, vom Geschäft, vom Reisen und von lauter Dingen, die gar nicht an die Bedeutung dieses Tages rührten. Vorbei, vorbei! So gaben sie unbewußt zu erkennen, daß von nun an das Vergangene begraben sein solle. Aber der Vater hatte schließlich doch noch eine Frage bereit, die einen noch unentwirren Knoten aus der düsteren Zeit der Entzweiung lösen sollte. Auch hier suchte er, vorwärts in eine klarere Zukunft blickend, das Vergangene zu überwinden.

„Wie ist es denn, Florian,“ fragte er geradezu, „sollen wir für morgen jemand einladen?“

Der Sohn, der Krieger der Fremdenlegion, errötete einen kurzen Augenblick lang, schaute auf Mutter und Vater und sagte: „Ja!“

Sie hatten sich verstanden.

„Wie geht es ihr denn?“ fragte er nach einem freudigen Atemzug. „Ist die Minna noch hier?“

„Sie ist in der Stadt. Morgen wird sie kommen. Ihr Bub ist hier beim Färber-Franz; den kannst du heute noch sehen.“

So waren nun alle Wege frei zu einer Zukunft mit den schönsten Ausichten. Nach einigen Wochen gab es eine kleine Hochzeit im „Paradies“. Juliane war wieder ganz gesund. Sie fand endlich die Rolle, die ihrem Wesen entsprach: sie beherrschte energisch und fürsorglich

den stillen Meister Thomas, ihren Sohn und die Schwiegertochter.

Die graue Frau wurde im Hause nie mehr gesehen. Soll man da nicht glauben, daß man seinen Fenster am besten damit vertreiben kann, daß man Gutes tut?

Der junge Stierkämpfer und der Bucklige.

Novelle aus dem spanischen Volksleben.
Von Erica Grupe-Lörcher (Sevilla).



Die Knaben spielten wieder einmal Stierkampf! Es war in den Straßen von Sevilla unter Knaben das beliebteste Spiel. Hörte die Jugend noch die Erwachsenen fast täglich von den Stierkämpfen reden, welche von Ostern bis in den Herbst jeden Sonntag in der riesengroßen Arena abgehalten wurden! Und dursteten sie selbst doch meist von den frühesten Lebensjahren an mit zwischen den zwölf- bis fünfzehntausend Zuschauern sitzen, welche in dem offenen, kreisrunden Bau saßen und auf die Vorgänge drunten im gelben Sand der Arena starrten. Alle Zeitungen waren immer voll von Berichten über die Stierkämpfe, die überall im Lande stattfanden. In allen möglichen Läden und Zeitungsständen hingen die Bilder der berühmtesten Stierkämpfer. Kurz, der Stierkampf ist in Spanien das volkstümlichste Vergnügen und eine große Sache!

Alle Beachtung vereinigte sich besonders auf einen halberwachsenen Knaben, den schönen Escamilo, der mit einem feuerroten Stoffeßen einem andern Knaben vor dem Kopfe hin- und herlief, mit dem tief gesenktem Kopfe vorwärts stieß und auf diese Weise den angreifenden Stier nachahmte. Es war unter den Knaben eine ausgemachte Sache, daß ihr Freund Escamilo später einmal in Wirklichkeit Stierkämpfer werden wollte. Und fast jeder von ihnen sah in Escamilo schon jetzt den später gefeierten Torero, und begleitete jetzt all seine geschickten, überaus gelenkigen Windungen, Stellungen und Schwenkungen mit größtem Jubel, wenn es Escamilo gelang, seinen Körper im letzten Moment vor dem anstürmenden Stier zur Seite zu werfen und diesem so nicht nur den Stoffeßen zu entreißen, sondern sich auch geschickt aus dem Bereich „der Hörner“ zu bringen.

Der Begeisterteste, der Entzückteste unter den jugendlichen Zuschauern war Carlos, der arme Bucklige. Obgleich zart und schwächlich von Gestalt, sah man seinen Gesichtszügen an, daß er wohl der Älteste — vielleicht auch der Klügste — unter dieser Schar sein mochte. Strahlend

und sehnüchtig zugleich hingen seine dunklen Augen an den kühnen, gelenkigen Bewegungen des Escamilo. Hei, würde das später einmal ein Anblick sein, Escamilo in der schönen altspanischen, goldstrotzenden Tracht als Torero in der großen Arena mit wirklichen Stieren kämpfen zu sehen! Ach, wenn er selbst doch auch Torero werden könnte, seinen Mut, seine Gewandtheit, seine Zielsicherheit mit einem kraftvollen, rasenden Gegner messen, wie die Stiere hier in Andalusien, der südlichsten Provinz von Spanien, es waren!

Aber Escamilo beachtete den Buckligen gar nicht. Auch die andern Knaben nicht, denn nie konnte Carlos sich mit am Spiel beteiligen, da er, schwächlich von Geburt an, sich nur auf zwei Krücken fortbewegen konnte. Das Mitleid ist bei halberwachsenen Knaben nicht übermäßig ausgebildet. So brachen sie alle plötzlich gefühllos in ein allgemeines Gelächter aus, als Carlos durch eine Bewegung eine seiner Krücken entfiel und er hüpfend einige Schritte vorwärts machte, um sie wieder aufzuholen. Das kränkte ihn sehr. Anstatt ihm helfend zur Seite zu springen, stieß ihn jetzt Escamilo noch unsanft zurück, da Carlos ihm und dem „Stier“ gerade ins Gehege kam. „Mach, daß du hier wegkommst!“

Dem jungen Buckligen schoß das Blut vor Wut und geheimer Empörung ins Gesicht. Und als Escamilo ihn jetzt noch hänselte: „Willst du etwa mir abgucken, wie man Torero wird? Willst du auch mal Torero werden?“ da packte den armen Buckligen eine solche Entrüstung, daß er die eben aufgehobene Krücke gegen Escamilo warf. Sie traf ihn nicht ganz, fiel ihm aber gerade noch hart auf den Fuß.

„Könnt Ihr etwas dafür, daß Ihr gerade gewachsen und gesund seid?“ rief Carlos nun, „und kann ich etwas dafür, daß ich bucklig und schwach bin?“

Dann bückte er sich nach seiner Krücke und humpelte schnell um die Straßenecke davon, da er kaum seine Tränen unterdrücken konnte. Allen Spielen entsagen müssen und obendrein noch verspottet und zurückgesetzt werden? —

Escamilo aber hatte sekundenlang in dem von Seelenschmerz und Empörung verzerrten Gesicht des unglücklichen Kameraden gelesen. Die Erkenntnis durchfuhr ihn wie ein Blitz, wie schwer doch das Los des jungen Carlos sei. Er besann sich einen Moment, ob er ihm nachsehen und um Verzeihung für seine spöttischen Worte bitten sollte, aber gleich kamen die Kameraden wieder und verlangten noch ein paar Wiederholungen des Spieles, das sie ohnehin bald abbrechen mußten. —

*

Die Zeit verging. Escamilo und Carlos sahen sich immer weniger, denn Carlos hatte immer fleißig die Schule besucht, anstatt sie, wie so zahlreiche andere Knaben, zu schwänzen, weil er sah, daß er hier in Sevilla noch am ehesten Geld verdienen konnte, wenn er lernte. In Sevilla können Tausende und aber Tausende von Erwachsenen nicht einmal lesen noch schreiben, denn die Schulverhältnisse sind in Spanien sehr schlecht.

Escamilo aber ging womöglich überhaupt nicht zur Schule. Sein Vater war tot, seiner Mutter, die selbst weder lesen noch schreiben konnte, war's gleich, ob Escamilo zur Schule gehen und lernen wollte oder nicht. So zwang niemand den Knaben zum Schulbesuch, und als er achtzehn Jahre alt war, hatte er die Anfangsgründe vom Lesen und Schreiben, die er als kleiner Junge gekonnt, inzwischen wieder vergessen. Aber das war Escamilo vollständig unwichtig! Er wollte ja Stierkämpfer werden, und wozu brauchte ein Torero lesen oder gar schreiben zu können? Dafür widmete er sich um so mehr all den verschiedenen Lernstufen seines Berufes. Es war ihm zuwider, sich auf eine Schulbank zu zwingen und stundenlang ruhig zu sitzen, um zu lernen oder dem Lehrer zuzuhören! Sei, das war doch ein anderes Leben, wenn er draußen auf den ungeheuren Wiesenflächen an den Ufern des Guadalquivirs mit andern Reitern zu Pferde hinter den jungen Stieren herjagte! Jeder war mit einer langen lanzenartigen Stange bewaffnet. Man senkte diese tief und sprengte so auf die herumtobenden jungen Stiere zu. Kannte ein junger Stier eiligst davon, so war er für den Kampf in der Arena noch nicht geeignet. Nahm es aber der junge Riese bereits mit dem heransprengenden Reiter auf, stellte sich zur Wehr und senkte den Kopf gegen die Lanze, so war es ein geeignetes Tier. Dann wurden jedem der auserlesenen Stiere besondere Buchstaben oder das Zeichen der Stierzüchterei mit glühenden Musterzangen aufs Fell gebrannt, und Escamilo half den jungen Stier dabei festhalten, dessen vier Beine dann solange an Stricken festgebunden wurden. Inmitten der sonstigen Dürre des heißen, sonnigen Andalusiens, in dem oft während vier Sommermonaten kein Tropfen Regen fiel, hatten die heranwachsenden Stiere auf den mächtigen Weiden an den Ufern des Flusses ein herrliches Leben, auf denen sie zwei, höchstens drei Jahre, in größter Ungebundenheit herumtoben durften.

Dann kam die Zeit, in der Escamilo seine ersten Versuche im Kampfe mit jungen Stieren

unter Aufsicht eines Lehrers und Meisters machte. Diese Schulen für junge Stierkämpfer befanden sich in einiger Entfernung vor der Stadt bei einer ländlichen Wirtschaft. Ein größerer Platz war von halbhohen Mauern eingefriedigt, so daß die ganz jungen Stiere, noch halbe Kälber, nicht über diese hinwegspringen konnten. Hinter der Mauer waren Holzgerüste mit Sizen für die zwanglos herbeigekommenen Zuschauer. Hier saß öfters der bucklige Carlos, wenn er auf einem der billigen primitiven Autos herausgefahren war, und sah dem einstigen Spielkameraden Escamilo zu.



Jeder war mit einer langen lanzenartigen Stange bewaffnet. Man senkte diese tief und sprengte so auf die herumtobenden jungen Stiere zu.

Denn im Grunde bewunderte und liebte er von allen Escamilo, weil er der Schönste, der Lebhafteste, der Mutigste, war — und — weil er Torero werden wollte und konnte, während der arme Bücklige sich diesen glühenden Wunsch versagen mußte.

Wenn er mich doch sähe! dachte Carlos, wenn er mich hier doch bemerkte! Gewiß würde er mich begrüßen, denn er war ja im Grunde ein herzenguter Kerl! Aber er wagte nicht, die Aufmerksamkeit des jungen Stierkämpfers auf sich zu ziehen, der, beschattet mit dem üblichen großen, steifen und hochköpfigen Andalusierhut, die ganzen Beine vorne gegen die Stöße des Stieres bedeckt und geschützt durch eine dicke Lederschürze, dort drunten auf dem eingefriedigten Platze alle die Wendungen, Schwenkungen erlernte, die mit dem hochroten Stoffekken den Stier zum Angriff reizten. Und dann das Wichtigste, das Schwierigste, dasjenige, was später im Kampf vor dem großen Publikum das Ausschlaggebendste war: die Treffsicherheit am Schlusse, den schlanken Degen

zum
Kopfe.
Un
erster
die r
sollte.
lige C
engen
stehen
taufen
üblich
auf fe
großes
Darste
fangs
den B
sand
stand
hat er
sich in
Eintr
denn
tritt,
die g
ter w
stiegen
wurde
ein o
stehen
zugte
heber
den z
M
einige
austr
Stelle
für d
peit
paar
täglich
ein i
hatte
solche
eine
werde
selbst
außer
neue
der A
große
ihn k
Rund
Name
Escar
Stund
Aussti
durch
Carlo
eingel
ange

zum tödlichen Stoß dem Stier unterhalb des Kopfes in den Nacken zu rennen!

Und dann kam der Tag, da Escamilo sich zum ersten Mal in der großen Stierkampfsplatz-Arena, die nahe am Hafen lag, in seinem Können zeigen sollte. Ganz genau wußte auch hierüber der Budcklige Carlos Bescheid. An den Schaltern in den engen Straßen, in denen man zu einem bevorstehenden Stierkampfe im voraus Eintrittskarten kaufen konnte, erschien einige Tage vorher, wie üblich, ein Plakat mit einem riesigen Stierkopf auf feuerrotem Hintergrunde und daneben ein großes zweites Plakat, das unter der farbigen Darstellung eines Stierkampfes Datum, Anfangsstunde und die Mitsiehetenden der kommenden Veranstaltung nannte. Unter den Namen befand sich der von Escamilo. Der budcklige Carlos stand sinnend vor dem Plakat und dachte: „Nun hat er's erreicht! Der Glückliche! Jetzt kann er sich in der Arena zeigen!“ Und kaufte sich eine Eintrittskarte, was ihm einige Opfer bereitete, denn die Preise sind nicht eben billig zum Eintritt, und Carlos war stellenlos geworden, da die ganzen Verhältnisse in Sevilla immer schlechter wurden. Die Preise für alle Lebensmittel stiegen, die Steuern für die Mittleren und Armen wurden unerträglich, viele Geschäfte schränkten sich ein oder drückten noch die Hungerlöhne oder entließen gar ihre Angestellten. Obendrein bevorzugte natürlich jedes Geschäft und jede Fabrik lieber einen gesunden kräftigen Bewerber anstatt den zarten, blassen Budckligen.

Aber das Stiergefecht, in dem Escamilo mit einigen andern „Neulingen“, wie man sie nannte, auftrat, war trotz der schlechten Zeiten, der Stellenlosigkeit, der dürftigen Lebensverhältnisse für die Familien selbstverständlich wieder gerappelt voll, denn lieber hungert ein Spanier ein paar Tage in der Woche, als daß er sich sein sonntägliches Stiergefecht entgehen ließe. — Es wurde ein überraschender Erfolg für Escamilo. Wohl hatte man schon vorher in den Kreisen, die über solche Dinge Bescheid wußten, geraunt, daß der eine Neuling ein besonders tüchtiger Torero zu werden verspräche. Aber jetzt übertraf Escamilo selbst die Erwartungen der Eingeweihten, er hatte außerdem Glück, das ein jeder Torero immer aufs neue haben muß, wenn er in den gelben Sand der Arena steigt, er war mutig und geschickt. Die große Zuschauermasse jubelte ihm zu, einige, die ihn kannten, riefen seinen Namen durch die weite Runde herab, die andern griffen den neuen Namen auf, und so schallte es bald: „Escamilo! Escamilo!“ an allen Seiten. Und als nach zwei Stunden das Stiergefecht zu Ende war, war der Aufstieg für Escamilo in seiner jungen Laufbahn durch diesen erfolgreichen Nachmittag besiegelt. Carlos hatte den ganzen Gang der Ereignisse, eingepfercht zwischen all die vielen Tausende, mitangesehen, er strahlte und jubelte mit und ver-

ließ auf seinen Krücken humpelnd das Gebäude am Schlusse, als habe er selbst ein kolossales Glück gehabt.

Am andern Tage ging Escamilo über den Platz San Fernando, den Hauptplatz von Sevilla, und hörte mit stillem Lächeln, wie der Schwarm von Zeitungsjungen immer wieder seinen eigenen Namen zur Reklame ausrief, weil sie mit ihrem Ankündigungs-schreien: „Bericht über das gestrige Stiergefecht! Escamilo, ein neuer Stern unter den Toreros, ist entdeckt!“ auf einen doppelt guten Absatz für ihre Zeitungen hofften. Er war selbst begierig, sich eine Nummer zu kaufen, denn gestern noch war ein Photograph zu ihm gekommen, hatte ihn in seinem schönen Torerokostüm aufgenommen und erklärt: das Bild käme am andern Tage mit dem Berichte zugleich in die Zeitung.

Der Schwarm der halberwachsenen und kleineren Zeitungsburschen rastete an Escamilo, ihr Bündel Zeitungen unter dem Arm, mit spanischer Lebhaftigkeit vorbei, ohne ihn zu beachten und zu bemerken, daß er ja der gefeierte junge Torero in Wirklichkeit sei. Da sah Escamilo langsamer einen blassen, schlanken Jüngling auf zwei Krücken daherkommen. Er blieb stehen und faßte den Näherkommenden scharf ins Auge. Richtig, das war zweifellos Carlos, sein einstiger budckliger Spieltkamerad von der Straße!

Da erkannte auch Carlos ihn. Seine Augen blitzten auf. Er schwenkte ein Zeitungsblatt in der Hand, als er plötzlich stehen blieb, und rief Escamilo mit einem glücklichen Jubel zu: „Da, lies einmal selbst, was die Zeitungen über dich bringen!“

Escamilo, freigebig wie die meisten Andalusier, griff bereits in seine Westentasche und reichte Carlos ein ansehnliches Silberstück, während er, jetzt auf ihn zutretend, ihn begrüßte: „Meiner Seele! Bist du nicht Carlos, unser einstiger Nachbar? Verkaufst du jetzt Zeitungen?“

„Ja! Aber — —“ Der Budcklige suchte vergeblich in seinem kleinen Münzvorrat, „ich habe leider heut noch nicht so viel vereinnahmt, um dir auf das Silberstück herausgeben zu können.“

Escamilo hielt das Zeitungsblatt in der Hand. Er forschte in den Zügen des einstigen Spieltkameraden. Ein großes Mitleid überkam ihn, als er sich klar machte, wie schwer das Durchkommen heutzutage schon für einen Menschen mit geraden Gliedern war. Wie viel mehr noch für diesen armen Krüppel! Auch jetzt schöpften die andern Zeitungsjungen ihm den Rahm ab, da sie viel behender laufen und den Hauptplatz eher erreichen konnten als Carlos.

Aber Carlos war so beschäftigt mit den guten Besprechungen der Tageszeitungen, als ginge die Sache ihn eifrig etwas an. „Da, lies jetzt, Camilo! Solch gute Aufnahme hat nicht

jeder Neuling in der Arena wie du! Aber du hast deine Sache auch wirklich großartig gemacht. Ich war auch im Stierkampf gestern. Dieses jetzt — lies nur einmal!“

Ueber das hübsche Gesicht des jungen Toreros glitt ein Schatten von Verlegenheit. „Mein Lieber, ich kann das nicht selbst lesen! Denn ich kann so gut wie gar nicht lesen. Noch weniger schreiben. Du weißt wohl noch, ich schwänzte immer die Schule. Weil mir das Torerospielen immer besser gefiel!“

Der Budlige war darüber gar nicht besonders verwundert. Gibt es doch heute noch in Spanien viele Hunderttausende, selbst in den Städten, die weder lesen noch schreiben können! Denn in Spanien besteht kein Schulzwang, es gibt viel, viel zu wenig Schulen. Und da den Kindern das Schwänzen natürlich besser gefällt, lernen sie nichts und werden auch von ihren Eltern, die selbst auch oft nicht lesen können, auch nicht zum Schulbesuch angehalten. So meinte er nur: „Das ist schade! Soll ich es dir vorlesen?“

Der Torero fragte etwas erstaunt zurück: „Kannst du denn lesen?“

Carlos nickte strahlend und setzte hinzu: „Und schreiben auch! Schau nur, das ist meine Handschrift!“ Dabei holte er einige Blatt beschriebenes Papier aus einem Kuvert in der Brusttasche, und während der Torero die wirklich schön geübte, klare Handschrift lobte, erklärte Carlos: „Ich war sogar Schreiber auf einem Bureau einige Zeit. Aber das Geschäft machte Bankrott. Und seit ich mich um einen neuen Posten bemühe, habe ich Pech, weil der Andrang zu groß ist und von den Bewerbern die Ausländer jetzt bevorzugt werden, weil sie viel mehr gelernt haben und können als wir Spanier. Und um nicht zu verhungern, verkaufe ich jetzt Zeitungen!“

Escamilo sah mitleidig auf ihn herab. Es war gewiß nichts Leichtes für den unterernährten, schwächlichen Körper von Carlos, stundenlang auf seinen Krücken in den heißen Straßen umherzuhumpeln oder an belebten Straßenenden zu stehen. „Könntest du mir nicht diesen Bericht über das gestrige Stiergefecht vorlesen, Carlos?“

Der Budlige war ganz entzückt, sah aber ratlos auf das Bündel noch unverkaufter Zeitungen unter seinem Arm. „Ich darf mit meinen Zeitungen beim Verkauf nicht zu spät kommen. Wenn ich fertig bin, lese ich dir's gern vor. Wo könnte ich dich dann treffen?“

Aber der junge Torero sagte großmütig: „Ich kaufe dir hiermit das ganze Bündel Zeitungen ab. Dann bist du schon jetzt fertig. Ich habe gestern schon eine ganz stattliche Einnahme durchs Stiergefecht gehabt, weißt du? Komm, wir

gehen in das nahe Kaffee dort. Da liest du mir den Bericht vor!“

Er hörte mit großen aufmerksamen Augen zu, als Carlos dann das Zeitungsblatt am kleinsten runden Marmortisch entfaltete, an dem sie sich vor dem Kaffeehause niedergelassen hatten und vom Kellner mit je einem Glase schwarzen Kaffee bedient worden waren. Carlos las deutlich, fließend und mit schöner Betonung vor. Es war ordentlich ein Vergnügen, ihm zuzuhören! Wirklich, der Budlige war sichtlich ein ganz gescheiter Bursche geworden, der sich durch eisernen Fleiß und Klugheit diese Wissenschaft angeeignet und überhaupt etwas gelernt hatte! War es nicht jammerschade für ihn, hier auf der Straße Zeitungen zu verkaufen?

Am Abend konnte Escamilo lange nicht einschlafen. Seine Gedanken beschäftigten sich fortwährend mit der Begegnung des einstigen Spielkameraden, an den er jahrelang nicht mehr gedacht hatte. Der Tag fiel Escamilo ein, an dem er Carlos zum letzten Mal bei den gemeinschaftlichen Spielen auf der Straße gesehen hatte, seitdem Carlos sie dann gemieden. War er nicht damals sehr barsch, ja fast roh gewesen, als er Carlos spottete und beiseite schob? Und hatte nicht der arme Budlige recht, als er den gefunden Kameraden schmerzvoll zurief: „Könnt Ihr etwas dafür, daß Ihr gerade gewachsen und gesund seid? Und kann ich etwas dafür, daß ich schwach und hilflos bin?“

Und hatten nicht diejenigen, denen ein gesunder, kräftiger Körper vom Schicksal geschenkt worden war, die Pflicht, für ihn, den Schwachen, mit zu sorgen? Escamilo war so ehrlich gegen sich selbst, daß er sich eingestand, außer seinen wirklichen Fähigkeiten zum Beruf als Stierkämpfer auch viel Glück bisher gehabt zu haben! Denn war nicht im Grunde jedes Auftreten eines Toreros verbunden mit Glück und Zufall? Er beschloß, Carlos nun nicht mehr aus den Augen zu lassen, um ihm, wenn möglich, zu helfen.

Gegenüber von seinem Bett auf einer Kammode stand eine sehr schöne Statue der Muttergottes. Sie trug gemalt ein rosenfarbnes fließendes Gewand, über das ein weicher hellblauer Mantel herabfiel. Aus ihren geneigten Händen flossen als Zeichen ihres Segens zarte silberne Streifen herab. Auf ihrem Haupte zitterte eine feine goldene Krone, die aus sternförmigen Strahlen bestand. Ihr zu Füßen verriet er täglich seine Andacht, ihr zu Füßen kniete er, ehe er in die Arena zum Stierkampfe stieg, daß sie ihn bewahren möge. Ihr zu Füßen hatte er gestern nach seiner Rückkehr seine wunderschöne, goldstrotzende Toreroleidung ausgebreitet, mit dem firscharbenem Seidencape, ohne das kein Torero zu denken war, und mit dem schlanken spitzen Degen. —

Als er jetzt nach seinem Entschlusse: für den armen Spielkameraden sorgen zu wollen, unwillkürlich zur Madonna hinüberlah, war es ihm, als lächle ihr feines, gütiges Gesicht und als läge sie für eine Sekunde ihre ernstern, schönen Gottesaugen zu ihm, als wolle sie ihm schweigend zustimmen.

Von dieser Stunde an war Escamilo sich klar, daß er ein Unrecht aus seiner Knabenzeit wieder gut machen und zugleich ein gutes Werk am armen Carlos tun wolle.

*

Nach einigen Tagen kam ein Herr zu ihm auf Grund der vorzüglichen Berichte über den Stierkampf am Sonntag, und den der Herr auch in auswärtigen Zeitungen bereits gelesen hatte, um Escamilo das Anerbieten zu machen, in einer benachbarten Stadt in der dortigen Arena aufzutreten. Zu diesem Zwecke hatte er Escamilo einen bereits ausgearbeiteten Vertrag mitgebracht. Escamilo aber war gescheit und beschloß, trotz seines sichtlich schnell aufsteigenden jungen Ruhmes nichts zu übereilen. Er hörte den fremden Herren ruhig an, sagte nicht zu und nicht ab, sondern schlug vor: der Herr möge den Vertrag mit den gemachten Vorschlägen hier bei ihm lassen, daß er sich in Ruhe die Sache überlegen könne. Als der Herr gegangen, nahm Escamilo den Vertrag und suchte Carlos am gleichen Plage und zur gleichen Stunde auf. Wieder steuerte er mit Carlos auf eines der runden Tischchen vor dem Kaffee und ließ sich vom jungen Budklichen den Vertrag langsam vorlesen. Dann berieten sie. Und Carlos machte mit seiner schönen, klaren Handschrift die Zusätze, die sich Escamilo ausbedang. Kurz, das Gastspiel in der Nachbarstadt kam zur Ausführung, und zwar unter den Bedingungen, die Escamilo auf den Vertrag dazugesetzt. „Du mußt mit hinüberkommen, Carlos!“ meinte Escamilo und gab ihm das Reisegeld und zur Wegzehrung: „Wenn ich weiß, du bist mit dabei unter all den fremden Zuschauern, geht es mir ganz gewiß gut!“

Und so war es auch. In Sevilla selbst hatte Escamilo das Publikum wohlwollend von Anfang an gegenübergestanden, weil man wußte: es steigt ein geborener Sevillaner in die Arena! Vielleicht wird dieser junge Keuling Escamilo wieder einer von den vielen berühmten Stierkämpfern, die schon vorher aus Sevilla, der Wiege berühmter Toreros, in alle Welt hinausgezogen sind! So kannte in der fremden Stadt niemand Escamilo persönlich.

Und deswegen war das Urteil der fremden Menge, das wieder durch eine glänzende Geschicklichkeit von Escamilo sehr gut ausfiel, doppelt wertvoll, weil es unbeeinflusst und ohne persönliche Beziehungen war.

Als der junge Stierkämpfer aber nach Beendigung in dem weißgetünchten Zimmerchen hinter der Arena die Glückwünsche der Veranstalter des Stiergefechtes empfing, sah er Carlos bescheiden draußen vor der Tür stehen und auf ihn warten. Da ging Escamilo auf ihn zu, schüttelte ihm mit echt andalusischer Zärtlichkeit und Herzlichkeit die Hand und sagte: „Siehst du, daß du mir mit deiner Anwesenheit wieder Glück gebracht hast?“

Und so wuchs in Escamilo allmählich die Ueberzeugung auf: daß der arme budliche einstige Spielkamerad sein Glücksbringer und Beschützer in den Gefahren der Arena war und immer sein würde. Denn die Spanier sind sehr abergläubische Leute. Und unter ihnen ist kein Beruf abergläubischer, als derjenige der Stierkämpfer. Wenn z. B. einem Torero eine schwarze Kage über den Weg lief, wenn er auf dem Wege zur Arena war, dann glaubte er bestimmt, heut einen Unglückstag zu haben, und blamierte sich dann auch tatsächlich sehr oft, weil er ständig auf ein Mißgeschick förmlich wartete, und besonders den letzten Stich, der unbedingt sofort tödlich beim Stiere sitzen sollte, schlecht und unsicher ausführte. Meist hatten die berühmten Toreros irgendein Amulett, ein Heiligenbild, das Andenken ihrer Mutter, oder irgendeinen kleinen Gegenstand immer beim Kampfe bei sich, an dem sie besonders hingen. Escamilo aber kam zu der Ueberzeugung: daß die Anwesenheit von Carlos unter den Zuschauern in der Arena ihm Glück bringe!

Und als sich jetzt die Anfragen auswärtiger Städte wiederholten, ob Escamilo ein Gastspiel bei ihnen ausführen möge, hatte Carlos sie Escamilo vorzulesen und zu beantworten, nachdem sie jeden Paragraphen ganz genau durchgesprochen und beraten hatten, und dabei zeigte es sich, daß der arme budliche Carlos ein ganz heller, umsichtiger Kopf war, der in geschäftlichen Dingen dem jungen Torero viele gute Ratschläge gab, die man draußen beim Reiten und Toben auf den Stierweiden nicht hatte erlernen können.

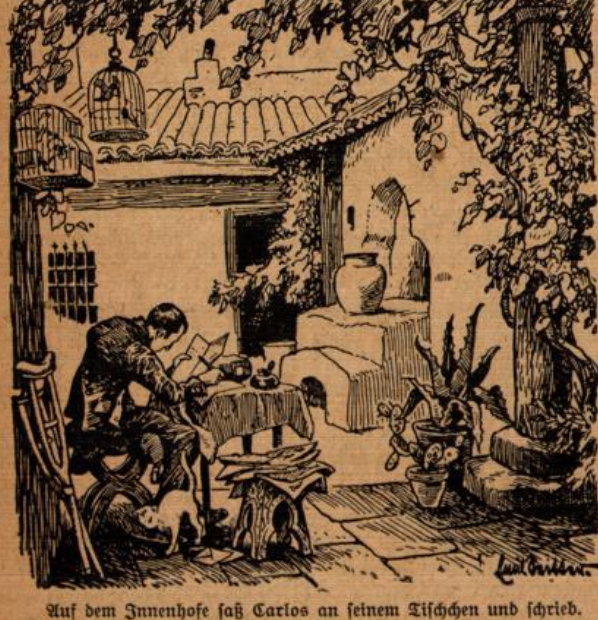
Deswegen sagte Escamilo eines Tages zu Carlos, als sie wieder an ihrem runden Marmortischchen vor einem Kaffee saßen: „Carlos, wie wär's, hättest du Lust, ganz zu mir zu kommen? Es gibt jetzt täglich für mich Anfragen zu erledigen, Verträge wegen Gastspielen abzuschließen, Antworten mit meinen Bedingungen zu senden, die alle schön und klar geschrieben werden müssen. Das könntest du von jetzt ab immer machen. Obendrein könntest du mir immer die Berichte vorlesen, die in den Zeitungen kommen, wenn ich irgendwo aufgetreten bin. Und wenn ich in eine fremde Stadt zu einem Gastspiel komme, könntest du vorher von mir Notizen an

die Zeitungen schicken, damit man weiß, wo ich schon Gastspiele abgelegt habe. Willst du?"

Das blasse, feine Gesicht von Carlos erglühte ganz vor Ueberraschung. Das hätte er sich nicht in seinen kühnsten Träumen auszumalen gewagt! Ein ständiger Begleiter eines erfolgreichen jungen Toreros werden? Und obendrein von Escamilo, an dem er ja im Grunde seit seiner Knabenzeit in einer rührenden Liebe hing! Aber seine unschöne Gestalt? wagte er einzuwerfen, indem er bestürzt an sich herabsah.

„Das schadet nichts,“ sagte Escamilo großmütig, „du weißt doch, daß man hier oft sagt: ein Budklinger brächte einem das Glück! Und deswegen sollte man gerade einem Budklingen Lotterielose ablaufen. Ich war als Knabe oft häßlich und grob gegen dich und habe dich mit herzlosen Reden gekränkt. Du kannst wirklich nichts dafür, daß du so hilflos bist und ich so gesund bin, um Torero zu werden. Deswegen — ziehe zu mir. Und du sollst von jetzt dein austömmliches Brot bei mir haben!“

So verschwand die Gestalt des schlanken, blassen, budklingen jungen Carlos aus der Schar der Zeitungsverkäufer auf den Straßen. Er bekam sein eigenes schmuckes Zimmerchen im Häuschen von Escamilos Eltern, denn in Sevilla hat womöglich jede Familie ihr Häuschen für sich. Auf



Auf dem Innenhofe saß Carlos an seinem Tischchen und schrieb.

dem offenen Innenhofe, der mit weißen Steinfliesen bedeckt war und um den sich im Bieder die Zimmer angeschlossen, saß Carlos an seinem Tischchen und ordnete die Zeitungsberichte, schrieb Briefe und übersann Antworten. Ueber ihm sangen Kanarienvögel in zierlichen Käfigen, und

ihm zu Füßen schnurrte eine schneeweiße Hauskatze, die ihn nun als Hausgenossen betrachtete.

Von Ostern bis zum Herbst begleitete er Escamilo auf jeder Reise, die ihn nach auswärtigen Gastspielen rief. Man war zuletzt ganz gewohnt, den schönen jungen Stierkämpfer immer in Begleitung seines treuen, mißgestalteten Freundes zu sehen. Weit bis in den Norden von Spanien hinauf führten die Gastspiele Escamilos, denn Sonntag für Sonntag gab es in ganz Spanien im Sommer in unzähligen Städten Stierkämpfe. Das Glück blieb ihm treu. Er wurde der Liebling der vielen Tausenden von Zuschauern. Wie schnell stieg seine Volkstümlichkeit, weil die Zeitungen unaufhörlich sein Bild brachten oder Stellungen aus seinen Kämpfen mit den Stieren! Bald war sein Name in aller Mund. Und die Summen, die ihm die Veranstalter der Stiergefechte boten, stiegen höher, immer höher. Der blasse Carlos hatte bald alle Hände voll Arbeit.

Aber am schönsten war es doch für ihn, wenn er mit in der Arena zwischen den Tausenden sitzen durfte und Escamilo zusehen! Ach, was das ein Bild, den schönen schlanken, beweglichen Torero das kirschfarbene Seidencapote vor dem Stier sackeln und schwingen zu sehen, um sich immer wieder im letzten Moment mit unglaublicher Gelenkigkeit zurück oder zur Seite zu werfen und aus dem Bereiche der mächtigen Hörner zu kommen, wenn der gereizte Stier vorwärts stieß! Ach, wer doch einmal so in der Arena stehen dürfte, von Tausenden am Schlusse umjubelt! Beachtet, gelobt, gepriesen! Einmal, nur ein einziges Mal aus dem Dunkel hervorstreten dürfen, in das Carlos, der Unscheinbare, für Lebenszeit verbannt war! —

*

Und einmal vergönnte ihm das Schicksal auf seltsame Weise seinen Wunsch!

Es war am Ostersonntag. Eine ungeheure Menge von auswärtigen Gästen war zu den berühmten jahrhundertalten Nachtprozessionen nach Sevilla geströmt, unter ihnen nicht nur Spanier aus allen Gauen, sondern auch Engländer, Deutsche, Amerikaner, Franzosen, Schweden, Holländer. Am Ostersonntag fand alljährlich das erste Stiergefecht im Jahre statt. Der Andrang zu den Schältern mit Eintrittskarten war ungeheuer. Auch zahlreiche Ausländer kamen, denn auch sie hatten gehört, daß in diesem Stiergefecht

der berühmteste der jungen Toreros von Spanien in Sevilla, seiner Heimatstadt, auftreten würde.

In den letzten Jahren waren mehrere der besten Toreros in der Arena im Stierkampf verunglückt und von den Hörnern des Stiers gespießt und getötet worden. So fehlte es an gutem

ungem Nachwuchs, und Escamilos Name war
 zt einer der besten. Mit Neugierde und
 Interesse betrachtete man den in letzter Zeit viel-
 gerühmten jungen Torero, wie er nun in der
 Arena stand: die Sonne leuchtete und funkelte
 auf den erhabenen Goldstickereien, welche sein
 Kniebeinkleid, seine kurze Jacke mit den breiten
 Epauletten ganz bedeckten. Er trug Waden-
 rümpfe aus erdbeerfarbener Seide, deren Farbe
 zu dem breiten Seidengurt unterhalb seines
 Bolerojäckchens stimmte. Die schwarzen ausge-
 schnittenen Lackschuhe waren fast ohne Absatz,
 damit er nicht im Sand der Arena ausrutsche
 oder ausgleite. Vorne war ein schmaler schwar-
 zer Schlips über die weiße Hemdenbrust geschlun-
 gen. Auf dem Kopfe saß der gewulstete schwarze
 Zweimaster aus Lizen und Seide. Und unter
 dem Hute das Merkwürdigste, das Abzeichen
 eines jeden echten spanischen Tereros:
 das steif geflochtene schwarze kurze
 Zöpfchen, zu dessen Befestigung sich
 jeder Terero hinten ein kleines Bündel
 achter Haare immer wachsen ließ.

Carlos saß wieder unter den Zu-
 sehauern, wie immer, unten in einer
 der ersten Reihen, um dem geliebten
 Freunde nahe zu sein, daß jener ihn
 gleich rufen lassen konnte, falls er ihn
 für einen Dienst oder Wunsch brauche.

Alles verlief bis jetzt gut, wenig-
 stens für die Tausende nicht völlig in
 die Verhältnisse Eingeweihten. Carlos
 aber schlug bangend das Herz, denn
 obgleich er schon unzählige Stiere im
 Kampfe mit Escamilo gesehen, so
 dachte doch keiner jener wilden Riesen
 an den schwarzen Koloss heran, mit dem
 jetzt eben Escamilo seine Kräfte maß
 Was für ein rasendes, kraftstrokendes
 Tier! Und unglücklicherweise war es
 auch größer als Escamilo, so daß dieser
 einen besonders schweren Stand hatte.

Da — ein Schrei brach aus der Menge
 und pflanzte sich blitzschnell weiter. Bei einer
 Schwentung des Seidencapes hatte Escamilo sich
 wohl gar zu dicht in die Laufbahn des Stieres
 gestellt. Anstatt wie sonst sich in der letzten
 Sekunde mit unvergleichlicher Geschicklichkeit
 zurückwerfen und dadurch in Sicherheit bringen
 zu können, stieß der Stier ihn in den Oberschenkel,
 hob ihn wild in die Höhe und ließ ihn dann zu
 Boden fallen.

Wie ein Klumpen schlug der Körper des
 Stierkämpfers in der nächsten Sekunde zu Boden.
 War er benennungslos? War er vielleicht be-
 reits tot, durch den harten Aufsprall getötet?

Der ganzen Zuschauermenge bemächtigte sich
 eine ungeheure Erregung. Man wußte wohl:
 jeder Stierkampf war im Grunde ein Wagnis
 des Toreros auf Leben und Tod, weil der ganze

Verlauf voller Unberechenbarkeit war. Aber die
 unvergleichliche Geschicklichkeit von Escamilo
 hatte bisher über diese Gefahr hinweggetäuscht,
 doch nun standen alle urplötzlich vor den ent-
 setzlichsten Vermutungen. Die andern Mit-
 helfer und Kollegen von Escamilo, die in ge-
 ringeren Ausführungen mit in den Kampf ein-
 griffen, standen zufällig jenseits an der entgegen-
 gelegten Seite der Arena. Wohl hatten zwei
 von ihnen das Vorkommnis bemerkt und setzten
 sich in Lauf, um Escamilo zu Hilfe zu kommen.
 Denn alles kam in diesen furchtbaren Momenten
 höchster Gefahr darauf an, den rasenden Stier
 von seinem Opfer weiter abzuhalten. Gelang
 das, dann konnte der Verwundete in Sicherheit
 gebracht werden. Wenn nicht — dann —

Niemand unter all den erregten Tausenden
 von Zuschauern hatte anderes im Sinn, als den



Qualtillier.

Das Ende der Kräfte bohrte sich in ein Auge des Stieres.

Verlauf zu verfolgen. Alles starrte wie ge-
 bannt auf die Arena hinunter. Wohl alle
 waren von ihren Sitzen aufgesprungen und riefen
 und schrieten gestikulierend durcheinander. So
 achtete niemand auf den armen budligen Car-
 los, der mit zusammengebissenen Lippen, das
 größte Herzeleid in den Augen, den Atem fast
 anhielt, weil er nicht an die kommenden Mo-
 mente zu denken wagte. Er hatte sich aufgerich-
 tet und betete wortlose Flehenswünsche an die
 Madonna: sie möge Escamilo gnädigst beschützen
 — den teuren Freund, den Herrlichen —!

Der Stier war, von seiner eigenen Wucht
 fortgerissen, noch ein Stück weitergestürmt.
 Dann stutzte er, machte Kehrt und begann, den
 noch immer im Sande liegenden Körper seines
 Feindes wieder ins Auge zu fassen. Erreichte

er ihn, dann bohrte er seine furchtbaren Hörner bestimmt in den Körper und zerlegte ihn zu einer Fleischmasse —

Tausende von Augen maßen die Entfernung zwischen dem Stier und den beiden zur Hilfe herbeirennenden anderen Toreros ab — es war unmöglich, daß sie den verunglückten Kollegen erreichen konnten, bevor der Stier —

Da flog etwas aus den unteren Zuschauerreihen wohlgezielt und hart geschleudert in die Arena herab. Wie, was war das? Eine Krücke?

Der lange Stod fiel dem heranraufenden Stier wuchtig auf die Schnauze. Das Ende bohrte sich ihm in ein Auge. Er blieb wie auf einen mächtigen Hieb plötzlich stehen, warf den Kopf unter einem schmerzhaften Aufbrüllen zurück, und grub die Hufen in den Sand.

Unterdessen hatten die beiden andern Toreros den Verunglückten erreicht. Sie packten ihn am Kopf und Füßen und trugen ihn behende an die nächste Arenatur, die man inzwischen von innen aufgerissen. Ein ungeheurer Jubelschrei durchhallte die Luft. Das alles ging mit Sekundenschnelle vor sich.

Ein anderer Torero hielt jetzt den Stier vor einem neuen Angriff ab, indem er ihm sein rotes Seidencap vor den Kopf hin- und herfackelte, um dann den letzten, richtigen und wichtigen Moment zu ergreifen und dem Stier mit dem schlanken Degen den letzten, tödlichen Stich zu versetzen.

Das Publikum aber wurde jetzt auf den verwachsenen jungen Mann aufmerksam, der mit totenblassem Gesicht auf die Vorgänge dort unten starrte. Dieser Tapfere! Er hatte im letzten Moment mit unvergleichlicher Geistesgegenwart seine eine Krücke dem Stier auf den Kopf geschleudert! Ja, dieser unscheinbare Mensch hatte dem berühmten Torero das Leben dadurch gerettet!

Und während noch alles durcheinanderquirlte und rief und sprach und lief, rief drunten jetzt einer der andern Toreros der Menge hinauf zu, daß die Verwundung des gefeierten Toreros zum Glück nicht ernster Natur sei. Escamilo hatte die Vorsicht der Toreros in dieser Lage befolgt, sich sofort tot zu stellen, um den Stier nicht mehr zu reizen und sich zusammenzurollen, um den Hörnern eine kleinere Angriffsfläche zu bieten, als wenn er langausgestreckt gelegen hätte.

Da brach zum zweitenmal ein ungeheurer Jubel — und Freudenschrei aus. Escamilo gerettet! Er würde mit dem Leben davontommen. Und dieser Brave hier, den mußte man nun an die Oeffentlichkeit ziehen, — damit alle ihn sähen, der durch seine Geistesgegenwart den Tod des Toreros verhütet hatte!

Nach Sevillaner Brauch stürmten plötzlich Duzende von Männern und jungen Burschen auf

Carlos zu. Ehe er sich recht besann, fühlte er sich auf die Schultern gehoben und in die Arena herabgetragen.

Droben in den Reihen der erregten Zuschauer donnerte es begeistert von Bravos und Zurufen. Mit südländischer Lebhaftigkeit und voll Temperament gestaltete sich nun eine großartige und herzliche Ovation für den Retter. Die Männer und Burschen trugen Carlos drunten im weiten Rund der Arena ganz herum, und Carlos konnte nur immer winken und die Hände ausstrecken, die sich ihm entgegenstreckten.

Ah, waren das Augenblicke!

So hatte das Schicksal es doch einmal freundlich mit dem armen Budligen gemeint. Er wurde jetzt der Held der Stunde und des Tages neben dem gefeierten Escamilo. Wie eine herrliche Woge umbrauste ihn der Dank der Tausende.

Aber dann litt es ihn nicht länger. Sobald die Eingangstür der Arena wieder erreicht war, bat er, man möge ihn jetzt zum Torero tragen, weil er ja jetzt ganz ohne Krücken war. Denn die eine lag noch im gelben Arenasand, und die andere war irgendwo droben bei seinem Sitz in der Zuschauerreihe liegen geblieben.

So trugen ihn die andern zu seinem geliebten Freunde und Gönner. Escamilo lag auf einer Art Ruhebett, das in einer der Garderoben in einem Zimmer stand. Der Arzt, welcher bei jedem Stierkampf auf alle Fälle dabei zu sein hat, um behilflich zu sein, hatte ihn bereits verbunden. Es war nur eine große Fleischwunde am Oberschenkel, die ihm die Hörner des Stieres gerissen, als er ihn in die Luft schleuderte. Vom Fall und Sturz noch etwas betäubt, erkannte Escamilo jetzt trotzdem Carlos, der neben seinem Lager auf einen Stuhl gesetzt wurde.

Und als der arme Budlige ihm, wortlos vor Freude und Ergriffenheit, die Hand küßte, streichelte Escamilo ihn zärtlich und sagte vor allen andern, die ihn umstanden: „Ich habe es ja gewußt, daß du mein guter Stern bist!“ —

Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkt die höchste Kraft.

Schiller.

Arbeitstage
Voll rüstiger Plage
Sind die besten
Von allen Festen.

Schans.

Besser durch Schaden klug werden als durch Schande

ihn da
sein G
eines
halben
Unter
Berlin
kunft
seiner
Genie
spann
Fränk
immer
er's e
res P
junger
Schna
Stimm
holt d
linken
broche
weil
solst
jagt
Aber
Feder
und
„S
and
uch
les,
wiede
Er
Hand
und
Binf
nimm
einen
perspe
munte
Hann
einteh
Si
lein k
Schop
Bauer
weil
als:
er nu
und
komm
bare
holfer
„Es i

Der Schutzheilige.

Von HEINR. E. KROMER.

Der Jauzhannes hatte dem Thurgauer Zuchtthaus, das ihn ein Jahr lang Körbe flechten und Frankten sparen gelehrt hatte, Fahrwohl gesagt, da treibt ihn das Heimweh wieder dem Badischen zu, weil sein Geld schwindjüchtig wird, und so sitzt er eines schönen Sommerabends mit dem letzten halben Fränklein an einem Waldrand ob dem Untersee. Wie er da über Stecborn und den Berlinger Kirchturm weg so über seine Zukunft in der Stiefheimat bei Konstanz oder in seiner Hegauer Heimat nachsinnt und ihn sein Genie im Stich lassen will, weil bei einem Vorspann von drei Rappen und einem halben Fränklein nicht weit zu tutschieren sei, sirt ihm immer was zwischen seinen Gedanken, und wie er's erkundet, ist es im Gras vor ihm ein heiseres Piepsen und es hebt gegen ihn ein kranker junger Vogel den Blick und steht mit dem Schnabel, kann's aber nicht zu Wort noch Stimme bringen, wie er's möchte. Der Hannes holt das Tierchen aus dem Gras; es schleppt den linken Fuß nach und hat eine Schwinge gebrochen. „Armer Tenor, sind wir Kameraden, weil wir beide so nichts vermögen? Aber du sollst Unterjchlupf haben, solang ich's vermag!“ jagt er und will ihm ein Würmlein aufstreiben. Aber er findet nur weiteres Elend: zerzauste Federn und starre Krallen, auch einen Vogelkopf und Ameisen dran beim Abendschmaus.

„So würgt eins das andre ab, oder verfolgt und zerzaust es!“ sagte er. Haben dich nicht auch die Landjäger ins Zuchtthaus gezaust, Hannes, und will dir doch dünken: Für nichts und wieder nichts!“

Er faßt den armen Vogel wärmer in die Hand und schient ihm, wie ein Tierarzt, Fuß und Flügel mit einem Hasenzweiglein und mit Bindfaden noch vom Zuchtthaus her. Dann nimmt er den Weg zum See hinab, und wo er einen Wurm findet oder eine Koffbremse haßt, verspeißt sie sein Kranker und wird wieder fast munter und hat Hoffnung im Blick, als der Hannes mit ihm in Ermatingen in der „Quelle“ einkehrt.

Hier sinnt der Hannes nicht ängstlich über sein halbes Fränklein nach. Er hat schon einen Schoppen Roten vor sich und bald auch einen Bauernschübbling und dann einen Schweizerkäs, weil er auf alle Fragen der Wirtin nichts sagt, als: „Wenn's Euch recht ist, schöne Frau.“ Als er nun gar seinen Pflegling zu seinen Brosamen und der Käsrinde auf den Tisch bringt, überkommt die Witwe das Mitleid und die dankbare Freude, daß er dem armen Vogel aufgeholfen hat. „Das ist gar schön von Euch!“ sagt sie. „Es ist ein Distelfink; was habt ihr mit ihm vor?“

„Ein Kofthaus, Frau; aber ein menschliches.“
Dann wolle sie's übernehmen, sagt sie. „Und zu welchem Preis?“

„Zu den eigenen Kosten. So ein zartes Glied schienen, gute Frau: Der Tierdottor nimmt wohlfeil fünf Fränklein dafür. Die Kost geht drein!“

„So nehmt Eure Zecher drein und da den Frankentaler, weil Ihr doch an dem Tierlein gehandelt habt, wie der heilige Franz. Ich will es meinem Kanarienvogel zum Gespann geben.“

Der Hannes nimmt den Fünffränkner.

„Abgemacht!“ jagte er; abgemacht; aber nichts von Käfigen! Stellt Euch vor, Euer seliger Franz, gute Frau“ —

„Was wißt Ihr da?“

„Sagt's nicht dort sein Ehrenbrief? Also Euer seliger Franz, stellt Euch's vor, er wolle Euch ins Zuchtthaus sprechen nach Lobel hinauf für nichts und wieder nichts, wie Ihr meinen Vogel da, der die Freiheit gewohnt ist! Laßt ihn ledig, wenn er heil ist; versprecht mir's!“

Die Wirtin verspricht's; sie denkt an ihren Mann selig.

So hat der Heilige Franziskus dem Jauzhannes zu einer guten Zecher und einem Fünffränkner verholsten für eine mitleidige Regung und eine Guttat, die er einem seiner Tierlein erwies. Und wer weiß, ob der Hannes auch nur wußte, was der Schutzheilige des Quellenwirts sel. einst an den Tieren getan hat?



Wenn man zu spät sich int'ressiert,
Ist man vielleicht schon angelehrt!

Eine Schrecken Nacht.

Von F. Reim-Karlsruhe.



Clarance Cameron hatte sich mit seiner jungen Frau am oberen Kapoewas angesiedelt. Für einen andern wäre das ein nicht zu empfehlendes Experiment gewesen, fünfzig Meilen vom nächsten Europäer entfernt. Doch Clarence kannte nicht nur die

Verhältnisse Borneos ausgezeichnet, sondern verstand es auch, die Eingeborenen im Zaume zu halten.

Er hatte das Gebirge des Landes auf der Suche nach Gold und schwarzen Diamanten kreuz und quer durchwandert.

Wußte von reichen Kohlenlagern und ausgiebigen Petroleumquellen zu berichten, nur lag dieser Reichtum in so verkehrsarmen Gegenden, daß die Kosten der Ausbeutung den Erlös bei weitem überschritten hätten. Dennoch hatte er einige tausend Pfund Sterling erworben. Reiste nach Melbourne, seiner Heimat, und kehrte mit einer Lebensgefährtin, wie sie zu einem Pionier der Wildnis nicht besser gefunden werden konnte, zurück.

Im Schatten von zwei mächtigen Eukalypten erstand eine Blockhütte. Ein regelrechtes, aus rohen Baumstämmen gezimmertes Hinterwälderheim, das, statt der Fenster, drohende Schießscharten zeigte.

Cameron kannte seine Nachbarn und war auf alle ihre Launen gefaßt. Die Ankunft der weißen Frau verbreitete sich mit Windeseile. Von nah und fern strömten die Eingeborenen herbei, um das „Wunder“ zu sehen; so daß die Heimstätte einer belagerten Festung gleich.

Allein es blieb nicht nur beim Anstaunen; denn sobald die Häuptlinge in einer geheimen Sitzung handelnd geworden waren — wer von ihnen die weiße Frau zuerst in seine Hütte führen sollte — mußte Clarence zu seinem Erstau-

nen hören, daß er zwanzig Büffel, zehn Menschenköpfe, drei Frauen und unzähliges Federwerk als Kaufpreis für seine Frau erhalten sollte.

Cameron lächelte.

Doch dem reichsten der Häuptlinge war es mit dem Angebot ernst.

„Wie?“ frag er, „ist das die einzige Frau in deinem Lande? Wenn nicht, so gehe und bringe noch zehn andere. Du wirst sie alle verkaufen und dabei reich werden!“

Wenn Cameron nun ein anderer gewesen wäre, wer weiß, wie sich das Schicksal der Frau gestaltet hätte? So aber fand er diesen Einfall so dumm, daß er immer noch lächelte, obwohl der Wilde seinen Speer kurz griff. In den funkelnden Augen des Häuptlings, der sich von seinen Helfern umringt wußte, stand zu lesen, daß er vor Gewalt nicht zurückschreckte. Doch am Eingang der Hütte hatte das blonde, rätselhaft Wesen, mit dem Kolben an der Hüfte, Posto gefaßt.

Die Eingeborenen respektierten diese Waffe und daß die Weiße sie zu handhaben wußte, bewies ihnen der nächste Moment.

Zwei Schüsse krachten. Die Speerspitze des Häuptlings, der Clarence nähergetreten war, flog ins Gras, mit ihr eine Nashornvogelfeder, die seinen Kopf geziert hatte.

An ein friedliches Auseinandergehen war nach der raschen Tat nicht mehr zu denken. Clarence aber war der kritischen Situation gewachsen. Gelassen erklärte er dem Häuptling: „Ich würde dir einen schlechten Dienst erweisen, wenn ich deine Geschenke von dir forderte, denn du würdest dein Dorf nie wieder sehen.“

„Fürchtest du dich vor ihr?“

„Sahst du schon etwas, das imstande war, mich Furcht einzulösen?“

„Du schämst dich deiner Schwäche, doch ich will dich von diesem bösen Geist befreien, der in seltsamer Gestalt deine Hütte bewohnt.“

Darauf wandte er sich an die Seinen und sprach: „Gegen Geister sind unsere Waffen machtlos. Laßt uns gehen und bessere Mittel erfinden!“

Cameron — der wußte, daß Häuptling Swan nicht abergläubisch war — erriet, daß es demselben mehr um das eigene Ansehen zu tun war, auch um den kampflösen Rückzug zu bemänteln.

Swan aber sah noch mehr als das. Es war kein Geist, der ihn hinweg trieb, sondern eine Gewehrmündung, hinter welcher ein blaues Auge unverwandt auf ihm haftete.

So standen Camerons Angelegenheiten, als er in Sintang von dem Australer erzählen hörte.

Ich beschloß, am nächsten Tage stromaufwärts zu rudern, um das unternehmungslustige Paar kennen zu lernen.

Ich hatte einst in Fremantle eine Familie kennen und schätzen gelernt. Lesly, Cliff und

Arthur
den.
Außer
Prospe
hatte.
Es
Claren
Camer
viele.
Doch
Als
regentr
so vert
Aus
tragen
trogen.
Ich
bunden
gen, w
nahm
Es
dem W
durchll
eigener
te um
Ehe
geräum
wärts.
Die
ter wu
dete U
Hoch
das we
lge St
Geh
urde
gleit
„W
rau C
Bootes
„Ja
Lob!“
Zur
Schrei
„W
zroder
„Es
hien C
nen.“
„Un
„Ei
Geopar
in den
Schrei
Ein
sch m
sch Wi
Ein
partete
Den
bels g

Arthur Cameron zählten zu meinen besten Freunden. Auch sie waren in Melbourne zu Hause. Außerdem besaßen sie einen Bruder Clarence — Prospektor sollte er sein — den ich nie gesehen hatte.

Es war zwar nicht anzunehmen, daß dieser Clarence der Bruder meiner Freunde war, denn Camerons gab und gibt es in Australien gar viele.

Doch ich roch ein Abenteuer.

Als er mir aber nach zwei Tagereisen entgegentrat, glaubte ich Cliff vor mir zu haben, so verblüffend war die Ähnlichkeit.

Aus seinem Munde erfuhr ich, was sich zugezogen hatte. Meine Nase hatte mich nicht betrogen.

Ich schlug vor — da er doch an die Hütte gebunden war — seine Frau nach Sintang zu bringen, wo sie im Hause meiner Freunde gute Aufnahme finden würde.

Es währte geraume Zeit, bis er sich zu diesem Ausweg entschließen konnte, da die junge, künftige Frau heftig gegen die Trennung vom eigenen Heim protestierte. Doch es gelang mir, sie umzustimmen.

Ehe der Abend hereinbrach, glitten wir im geräumigen, schwerbefrachteten Boot stromabwärts.

Die Dämmerung brach herein. Immer dunkler wurde die hohe, von dichter Vegetation gebildete Uferwand.

Hoch über uns, unter dem dichten Blätterdach, das weit ins Strombett ragte, schwärmten unzählige Sternlein — Leuchtkäfer in tollem Liebestanze. Geheimnisvoll rauschte das Wasser. Stille wurde es im Urwald. Nur die uns heißhungrig begleitenden Moskiten sangen ihr altes Lied.

„Wie trügerisch ist diese Stille,“ bemerkte Frau Cameron, die neben mir in der Mitte des Bootes saß.

„Ja,“ entgegnete ich, „in der Ruhe lauert der Tod!“

Zur selben Zeit erhob sich ein ohrengellendes Schreien und Pfeifen.

„Was ist das?“ frug Frau Cameron erschrocken.

„Es ist Rufang, mit seinem wilden Heer von bösen Geistern — in der Sprache der Eingeborenen,“ erklärte ich.

„Und das heißt?“

„Ein Affe, der zwischen die Branken eines Leoparden geriet. Oder im Schlafe vom Baum in den Rachen eines Krokodils fiel. Sein letzter Schrei galt zur Warnung seiner Sippe.“

Ein heftiger Stoß, der das Boot durchrann, ließ mich verstummen. Die Untersuchung ergab, daß wir auf eine Baumleiche geraten waren.

Ein gewohntes Hindernis, von dem wir unerwarteten Nutzen zogen.

Denn ehe wir von den wildverzweigten Ästen

freitamen, huschte ein Schatten geräuschlos an uns vorüber. Es war, wie Clarence und ich deutlich erkannt hatten, ein Eingeborenen-Kanu mit sechs Ruderern.

Beweis genug, daß wir verfolgt wurden.

Um ein Zusammentreffen zu vermeiden, hielten wir uns noch dichter zum Ufer. Ohne daß wir von dem Ruder Gebrauch machten, trug uns die Strömung davon.

Es wurde Morgen. Weit und breit kein Boot in Sicht. Gegen Abend konnten wir in Sintang sein. Soweit wagte selbst der verwegenste Kopfgänger seine Raubzüge nicht, denn in Sintang gab es Männer, die in dieser Hinsicht keinen Spaß verstanden und flink in der Handhabung ihrer Waffen waren.

Ich hatte mich in meinen holländischen Freunden nicht getäuscht. Sie nahmen die junge Frau liebreich auf, so daß nicht nur diese, sondern auch Clarence sich nach einigen Tagen wie zu Hause fühlten.

Clarence wurde der Kompagnon des Hausherrn, der einen schwungvollen Handel in Landesprodukten betrieb und schon manche mit Kopalarzen und Edelhölzern befrachtete Prouw über See gesandt hatte.

Es war am fünften Morgen nach unserer Ankunft. Die scheltende Stimme der Hausfrau lockte mich auf die Veranda.

„Bringe dein Ungeziefer, wohin du willst!“

hörte ich sie sagen. Als ich mich nach dem Ruhestörer umsah, entdeckte ich einen Eingeborenen, der ein Leopardenbaby feilbot. In demselben Augenblick trat auch Frau Cameron auf mich zu und bat mich, das mollige, niedliche Käzchen für sie einzuhandeln.

„Ihre Freude wird von kurzer Dauer sein,“ warnte ich, „denn das Junge wird auch bei der sorgsamsten Pflege nur einige Tage am Leben bleiben.“

Doch sie wollte trotzdem das Spielzeug haben. „Lebt die Mutter des Kleinen noch?“ frug ich den Eingeborenen.

„Nein, Herr, sie starb gestern in unseren Lansen. Hier ist das Fell, wenn der Herr es wünscht, ist es für zehn Gulden sein.“

„Topp! das gilt, mein Junge,“ antwortete ich schnell, denn so billig war ich noch nie zu einem Leopardenfell gekommen.

Ein Anfall von Malaria machte es mir unmöglich, mein Fell auszuspannen. Ich überließ es gerne dem Jungen und trank einmal wieder heißen Tee mit Arak, um den Schüttelfrost aufzuwärmen; und Zitronensaft und wieder Arak, um das infernale Feuer, das in mir wütete, zu löschen.

Gegen Mitternacht lag ich, in Schweiß gebadet, auf meinem Lager.

Da war es mir, als höre ich den leichten, schleichenden Tritt eines Raubtieres. Atemlos

lauschte ich. Doch ich mußte mich getäuscht haben. Dennoch warf ich mich rasch in meine Kleider und trat auf die Veranda hinaus.

Der Hausherr und Clarence waren in Pontianak und kehrten erst in einigen Tagen zurück.

Eiskalt strich der kühle Nachtwind über meine empfindliche Haut.

Die Stimme der Vernunft raunte mir zu: Kerl, du wirst dir den Tod holen. Alles lag in tiefster Ruhe. Und doch nicht! Denn im nächsten Moment drang ein krazendes Geräusch an mein Ohr. Kein Keko, auch keine Schlange konnte dasselbe verursachen, sondern allein die scharfen Krallen, die sich ins Holz gruben.

Eine bange Ahnung brachte mich in vier Sähen zu dem ausgespannten Fell. Mein aufflammendes Feuerzeug zeigte mir mit erschreckender Deutlichkeit, daß es von einem Männchen stammte, und — wer der Ruhestörer war.

Bitter bereute ich, daß ich das Fell nicht genauer angesehen und nicht darauf bestanden hatte, das Junge in den Nebengebäuden einzuquartieren. Frau Cameron aber wollte sich nicht

löste. Die Läden standen offen, trotz der eindringlichen Warnung, sie stets vor dem Schlafengehen zu schließen.

Als ich mich an der Fensterbank aufzog, war ich sehr erstaunt, auch hier den fremden Gast nicht entdecken zu können; doch bewiesen mir die Krallenspuren, daß er sich im Gemach befunden mußte.

Ein Blick auf das Moskitoneß, das sich in zitternder Bewegung befand, ließ mich erraten, wo er zu finden war. Was hinter dem Neß vorging konnte ich nicht beobachten, da ein Delfstammchen zwischen mir und demselben brannte. Es wurde mir sofort klar, daß Frau Cameron den Liebling mit ins Bett genommen hatte, da der Korb, der für ihn bestimmt war, leer gegen die Wand lehnte.

Ich hatte die Hoffnung aufgegeben, die Frau noch lebend vorzufinden.

Meine Hilfe kam zu spät, wenn es mir auch gelang, den Leoparden unschädlich zu machen. Im Gemach springen durfte ich nicht, wollte ich nicht ihr Schicksal teilen.

Wenn aber die Tür, die mir gegenüber lag, nicht verschlossen war, bot sie mir den günstigsten Stand.

Wenige Sekunden später hatte ich sie erreicht und atmete erleichtert auf, als sie dem Druck meiner Hand wich.

Es war kein Trugbild, das mich narrete. Im geräumigen Doppelbett lag unverehrt und heil — wie ich aus der Bewegung ihrer Brust sehen konnte — Frau Cameron. Ihr Kopf ruhte auf den Füßen aber die Leopardin, die ihrem ausgehungertes Junges säugte und eifrig beschäftigt war, das samtweiche Fell zu glätten. Ob und zu warf sie einen mißtrauischen Blick nach der regungslosen Frau.

Mich konnte das friedliche Bild nicht täuschen. Wohl bezwang das Raubtier den Blutdurst, bis das Junge zufriedengestellt war; doch dann mußte Frau Camerons Stunde kommen.

Der Leopard bot mir ein gutes Ziel. Trotzdem hütete ich mich, abzuweichen, war doch voranzusehen, da er im Todesstöße die vor Schreck gelähmte übel zuriichten würde.

Darum versuchte ich, ehe ich zum letzten Mittel griff, ein anderes Lodemittel.

Im Nebengebäude lag ein altersschwacher Wolfshund — der nur noch von Jagden träumen konnte, da er weder sah, noch, noch etwas hörte.

Ehe eine Minute verging, schob ich ihn durch die Türspalte und wartete gespannt, ob sich die große Kacke löstern ließe.

Ich sah, wie das Raubtier unruhig wurde



Der geschmeidige Körper duckte sich zum Sprung.

von ihrem Liebling trennen, und nun lag er in einem Korbe in ihrem Schlafgemach.

Mit Gewalt riß ich mich von den Gedanken los, schlich mit schußbereitem Gewehr an die Ecke des Hauses. Doch so sehr ich auch mein Auge anstrengte, die Fassade, an welcher sich ihr Fenster befand, war leer. Vorsichtig kroch ich weiter, bis ich unter das Fenster kam, das mir das Rätsel

löste.

Haftige Liebtsungen gaben dem Kleinen zu ver-
sehen, abzulassen von der süßen Kost.

Lange schwankte der Räuber des Urwaldes
zwischen Mutterliebe und Lederbissen. Doch der
Hunger siegte. Das Junge wurde zur Seite ge-
schoben.

Der geschmeidige Körper duckte sich zum Sprung
und landete auf dem alten Veteranen — von
Kostitoneßsegen umflattert — der lautlos zu-
sammenbrach. Mein Schuß trachte. Neben sei-
nem Opfer tat der Leopard seine letzten Zukun-
gen.

An der Seite der herbeigeeilten Hausfrau trat
ich ans Lager. Wir prallten erschrocken zurück,
denn es schien, als läge eine andere Person an
Frau Camerons Stelle.

Leer und verständnislos schweifte ihr Blick
über uns hinweg. Schneeweiße Locken umringten
das jugendliche Gesicht. Ein unverständliches
Stammeln war alles, was über ihre Lippen kam.

Der sofort herbeigerufene Arzt konnte nur
Ruhe und gute Pflege verschreiben, ohne die wei-
teren Folgen des Schreckens voraussagen zu kön-
nen.

Am nächsten Morgen fuhr ich mit vierzig
Grad Fieber Clarence entgegen, um ihn auf das
Beschehene vorzubereiten.

Es schien für den ersten Augenblick, als nehme
er die Hiobsbotschaft gleichgültig auf; doch als
wir drei Tage später in die Nähe von Suans
Niederlassung kamen, sprach Clarences Gewehr
ein kurzes, scharfes Wort, und Suan sank, in
die Stirne getroffen, zur Erde. Es bedurfte
unserer vereinten Kraftanstrengung, ihn an sei-
nem Vorhaben — den Stamm Suans zu ver-
zagen — zu hindern.

Wie ich später erfuhr, erholte sich die nach
Australien zurückgekehrte Frau Cameron nie von
der Schreckensnacht.

Clarence aber und sein Bruder Cliff fielen
während des Weltkrieges in der Champagne.

So berichteten mir kriegsgefangene Australi-
er, mit denen ich in Langscheid bei Raub-
überm Rhein“ zusammentraf.

Der Sohn.

Von F. Schröngamer-Heimdal,
Passau-Haidenhof.

Der Söldenwalburg ihr letztes Stündlein
war herangefommen. Sie fühlte das
wohl und ließ ihren Sohn holen, der
bei einem Bauern im Dorfe als
Knecht diente.

Mit einem Blick, in dem alle Liebe, Milde
und Erbarmnis eines Mutterherzens ausblühte,
empfing sie den Eintretenden. Denn er war ihr
einziger, an den sie all ihre Sorge und Mühe
ihres einsamen, kummerreichen Lebens ver-

schwendet hatte, ein Sohn der Magd, der keinen
Vater hatte . . .

Nun aber, in ihrem letzten Stündlein, mußte
sie den Schleier des Geheimnisses lüften, der auf
ihrem und seinem Leben lag.

Sie hieß den Sohn an den Bettrand setzen
und nahm seine blutwarmen Knechtshände in
ihre welken zittrigen Finger.

„Mein Bub, ich hab' dich holen lassen, denn
der Mensch weiß nicht, wann sein letztes Stünd-
lein schlägt. Ich muß dir noch etwas sagen, was
ich dir bis heute verschwiegen hatte. Du hast
wohl schon oft darüber nachgedacht, wer dein
Vater gewesen sein mag. Heute sollst du alles
erfahren, vielleicht zu deinem Glück. Denn dein
Vater lebt noch und weiß nicht einmal, daß du
sein Sohn bist. Ich habe das Geheimnis mei-
nes Lebens sowohl vor dir wie auch vor ihm
gehütet, aber gebetet habe ich lebenslang, Gott
möge dich zu deinem Vater führen, daß er dich
als Sohn aufnehme, wenn du mich und sonst
auch niemand mehr haben wirst auf Erden.

Ich will dir sagen, wie es damals zuge-
gangen, daß ich deine Mutter wurde. Ich war
Magd auf dem Hartmannshof, der über den
Sonnwald hin liegt, wohl drei Stunden weit
von hier. Du wirst ihn leicht erfragen, wenn
es an der Zeit ist. Auf diesem Hofe war ein
einziger Sohn, der Peter, der jetzige Hartmanns-
hofer. Wir hatten uns lieb und er wollte mich
heiraten. Allein seine Eltern duldeten es nicht.
Ich war armer Leute Kind. Sie wollten eine
reiche, ebenbürtige Bauerstochter für ihren Sohn
haben. Als ich merkte, wie ich daran war, ging
ich, ohne jemand ein Wort zu sagen, von dem
Hofe fort und erwarb mir hier mit meinen
Spargroschen diese Sölde, damit du wenigstens
ein kleines Heimatlein hättest.

Ich schämte mich, deinem Vater zu sagen, wie
ich daran war. Unsere Liebe sollte ihm keine
Last sein für sein späteres Leben. Weißt, Bub,
wenn man einen Menschen so aus ganzem Her-
zen gern hat, dann ist kein Opfer zu schwer . . .
So habe ich diese Sünde allein gebüßt und du
mit mir. Verzeih mir, Bub! Ich will mit rei-
nem Gewissen in das Land reisen, wo alle Not
ein Ende hat.

So weiß dein Vater heute noch nicht, daß er
einen Sohn hat. Aber er hat mir im Herzen die
Treue gehalten, die er mir damals gelobt hatte,
und hat nicht geheiratet. Als lediger, einsich-
tiger Mann bewirtschaftet er seinen Hof, der,
so Gott es will, einst dein Hof sein wird, mein
Bub.

Dein Vater weiß nicht einmal, ob ich noch
lebe oder schon gestorben bin. Ich habe mich
vor ihm nie mehr sehen lassen, obwohl er sel-
ber oft nach mir geforscht hat, wie ich wohl er-
fahren habe. Er hätte mich gewiß nach dem
Ableben seiner Eltern geheiratet, gar erst,

wenn er gewußt hätte, daß ich dich als Sohn vor ihm habe. Aber ich habe das nicht gewollt. Denn ich hätte lebenslang das peinigende Bewußtsein nicht losgebracht, als täte er solches mehr aus Pflichtgefühl, als aus Liebe, die oft aufbraust wie ein Feuersturm, oft aber auch so rasch verglöst wie ein brennender Strohwisch.

Wenn ich aber einmal nicht mehr bin, liegen die Dinge anders. Dann sollst du deinen Vater haben, damit du nicht ganz allein auf dich selbst gestellt bist und jemand hast, der dir in Treuen zugetan ist, wie eben ein Vater.

Aber aufdrängen sollst du dich ihm nicht. Du verdingst dich als Knecht auf dem Hartmannshof und überläßt alles Weitere der Fügung Gottes.

Dein Vater wird dich, so hoffe ich, alsbald erkennen und dich als Sohn aufnehmen. Denn du bist ihm ja aus dem Gesicht geschnitten, so groß ist die Ähnlichkeit zwischen dir und ihm.

Und sieh, hier geb' ich dir einen Talisman mit, auf daß du einen Beweis hast für deine Sohnschaft, wenn es einmal soweit ist. Nimm diesen Ring, den mir dein Vater damals gegeben, als er mir Ehr' und Eh' versprochen, und diese Photographie, auf der wir zusammen abgebildet sind. Bewahre diese Dinge wohl in deinem Kasten und zeige sie deinem Vater erst, wenn die rechte Stunde gekommen.

Nun sei Gott mit dir — und deinem Vater!"

*

Der Mutter Vermächtnis war dem Sohne heilig.

Als sich der Hügel im Heimatfriedhof über der Leidgeprüften wölbte, zog Peter Söldner, der Niemandsohn, durch den Sonnwald hin dem fernen Hartmannshofe zu, um sich dort als Knecht zu verdingen.

Das Leid um die unvergeßliche Mutter und die aufsteimende Liebe zu dem unbekanntem Vater vermischte sich seltsam im Herzen des einsamen Wanderers. Dazu gesellte sich das sonnenhafte, ahnungsreiche Wesen des Vorfrühlings, der jedes junge Herz höher schwellen läßt und in seinen Zauber zieht.

Was wird noch alles werden? dachte Peter, als er durch den morgenstillen Sonnwald wanderte und weither von einem Hügel der Hartmannshof im Geflimmer der Frühlingssonne grüßte.

Gott wird alles zum Guten wenden! tröstete er sich weiter im Gedenken an sein Mütterlein, das von diesem Hofe her so viel Leid und Liebe in ihr einlames, sorgenreiches Leben getragen.

Als Peter an den Hartmannshof herankam, stand ein Dirnlein am Brunnen, lachend und blühend wie der junge Frühlingsstag.

„Braucht man hier keinen Knecht?“ fragte Peter nach kurzem Gruß.

„Wohl!“ erwiderte das junge Ding. „Wir

suchen einen. Wart' ein Weilchen, ich will's dem Better sagen.“

„So ist der Hartmannshofer dein Better?“

„Ja, aber weitschichtig, von der letzten Schüssel der letzte Löffel voll, wie man so sagt.“ Lachend und leichtfüßig entschwand das Dirnlein ins Haus.

Aha, dachte Peter in ahnungsvollem Eratzen der Zusammenhänge, dieses Dirnlein hat der Hartmannshofer ins Haus genommen als Vertrauensperson und vielleicht als künftige Hoferin. Um so mehr will ich mein Geheimnis hüten, um die Hoffnungen des Dirnleins, die vielleicht um den Hof hegt, nicht zu enttäuschen. Ich kann ja wieder gehen auch, denn ich habe meine Sölde daheim und meine gesunden Arme. Ich bringe mich überall durch. Ein Erbschleicher ist der Peter Söldner nicht, der Niemandsohn . . .

Schon kam der Bauer aus dem Hofe.

Das also ist mein Vater, dachte Peter und das Herz tat einen gewaltigen Schlag gegen seinen Brustkasten. Er meisterte sich aber und umfaßte die Gestalt des Vaters mit scheuem Blick: ein aufrechter, hartsehniger Mann, in frühem Kummer ergraut, mit unbeweglichen Zügen, wie es schien. Aber die Augen des Alternden leuchteten Milde und Güte. Dies nahm Peter mit besonderem Wohlgefallen wahr.

Im Herschreiten musterte der Hartmannshofer auch den Fremdling. Dann standen sie ebenhoch gleich an Wuchs und Gestalt beisammen. Das Dirnlein wunderte sich vom Brunnen her: „Du zwei sehen sich aber gleich. Grad wie Vater und Sohn . . .“

„Ich suche einen guten Hof,“ begründete Peter sein Vorhaben, „einen Hof, wo man auf Ordnung hält. Da ist mir der Eure empfohlen worden. Hätt' selber ein kleines Eigen und könnte tausend Plätze haben . . .“

„Hast du Papiere?“

„Wohl! Mein Wanderbüchlein. Hier!“

Der Hartmannshofer nahm es und las, daß Peter Söldner bisher nur eine Dienststelle gehabt hatte, auf der er sieben Jahre mit aller Treue und mit allem Fleiß gedient und wie man ihn aus dieser Stelle nur ungern habe scheiden lassen.

Bei dem Namen Söldner durchzuckte der Hartmannshofer ein schmerzliches Erinnern an eine Magd gleichen Namens, die einst auch dem Hartmannshofe gedient hatte, und die ihm mehr gewesen als nur eine Magd . . . Aber wie hätte der Bauer ahnen können, daß der Knecht, der vor ihm stand, der Sohn dieser Magd vergessenen sei — und er sein Vater?

„Du bist gedungen!“

Mit dem üblichen Handschlag bekräftigte Herr und Knecht den Dienstvertrag.

„He Liesel!“ rief der Bauer dann dem Dirnlein am Brunnen. „Führ den Peter in seine Kammer. Und dann zeigt du ihm Hof und Ställe und führst ihn in der Gemarkung herum, damit er Bescheid weiß.“

Und zum neuen Knecht gewendet: „Heut hast noch Feierabend. Schau dir alles genau an, damit du morgen als Großknecht den Dienstleuten richtig vorstehen kannst.“

Liesel, des Hartmannshofers weitschichtiges Bäslein, ließ sich die Einweisung des neuen Knechtes in seine Obliegenheiten nicht zweimal sagen.

Sie führte ihn zunächst in seine Kammer und tat seine Siebensachen in den Kasten, jedes an seinen Platz. Dabei war sie munter und zutunlich, als wären sie alte Bekannte und längst vertraut. Dieses muntere Wesen des Dirnleins bewirkte, daß sich Peter gleich heimisch fühlte. Seine Gedanken aber weilten immer wieder bei seiner guten Mutter, die vorerst in diesem Hause als Magd gewaltet und Lieb und Leid davongetragen in ihr ferneres Leben. Die Geister der Vergangenheit umschauerten den neuen Knecht, und oft war es ihm, als spüre er Atem und Anhauch der Verewigten. Auf diesen Fliesen war ihr Fuß gewandelt, auf dieser Klinke hatte ihre Hand geruht, auf dieser Bank hatte sie beim Spinnrad gesessen, als sie ein Dirnlein war wie die geschäftige, sorglose, muntere Liesel, die ihn schier mütterlich betreute.

Nach Art der harmlosen Landfinder hatte sie zu dem großen, gutmütigen Burschen gleich ein herzliches Vertrauen gefaßt, das nicht unerwidert blieb. Peter sah von Anfang an in der kleinen, klugen Liesel den guten Geist des Hartmannshofes, auf dem sonst ein wortkarges, gedrücktes Wesen herrschte.

Der Bauer sprach keine Silbe mehr, als unbedingt nötig war. Seine Züge hatten stets den gleichen, herbverschlossenen Ausdruck. In seinen guten Augen spiegelte sich die Trauer um ein verlorenes Lebensglück, von dem niemand wußte als Peter, der Großknecht, sein Sohn . . .

Der aber hütete sein Geheimnis und wollte nichts sein als Knecht auf dem Hartmannshofe, wie ihm sein Mütterlein aufgetragen.

Das Bild und den Ring, die er als Vermächtnis und Ausweis für seine Sohnschaft mitbekommen, verwahrte er in einem Schubfach seines Kleiderschranks. Nur abends vor dem Schlafengehen nahm er seine Kleinodien heraus und sprach davor sein Nachtgebet.

*

Seine Freundschaft mit der klugen, munteren Liesel nahm immer festere Formen an. Die jungen Leute wurden sich von Tag zu Tag mehr zugetan. Eines suchte die Nähe des anderen, und keinem war wohl, wenn sie bei der Arbeit nicht beisammen sein konnten.

Dafür entschädigten sie sich an den Nachmittagen der Feiertage, wenn der Bauer ins Dorf ging zur Gemeindefeizung und die Dienstboten ihre Heimleute aufsuchten.

Da saßen Peter und Liesel auf der sonnigen Steinbank vor dem Hause und hielten trauliche Zwieprache. Liesel hatte meist eine Näharbeit vor sich und Peter spielte auf der Mundharmonika die lustig-traurigen Heimatweisen, daß der Liesel das Herz im Leibe hüpfte vor Wonne und Weh.

Und einmal ward sie von der Uebermacht ihrer Gefühle so sehr überwältigt, daß ihr die hellen Tränen ausbrachen. Sie warf ihre Näharbeit weg und fiel Peter um den Hals. Und busselte ihm Stirne, Mund und Augen, kief weg und ließ sich den ganzen Abend nicht mehr sehen.

Peter aber ging glücklich in seine Kammer, suchte seine Kleinodien aus der Lade und lachte und weinte davor.

*

So war Ostern herangekommen.

Nach altem Brauch erhielt jeder Hausgenosse zu den sonstigen Festgeschenken ein Duzend rote Eier.

Nun begab es sich, daß der Hartmannshofer nach der Besenkung die Liesel vornahm und zu ihr sprach: „Weil ich mit dem neuen Großknecht, unfrem Peter, so zufrieden bin, soll er ein zweites Duzend rote Eier haben. Nimm sie und tu sie ihm in das Schubfach seines Schranks, aber heimlich, damit es ihm eine Ueberraschung ist.“

Liesel, der das Feuer der Freude über das gute Gesichtel fuhr, vollführte den Auftrag sogleich. Denn Peter war gerade im Stall bei den Rossen. Sie konnte ihm also die Eier ungesehen in die Lade legen.

Liesel wollte es schleunigst machen und zog das Schubfach rasch heraus. Da sah sie das Bild und den Goldreif, Peters Kleinodien.

Weil es aber das nämliche Bild war, wie auch der Hartmannshofer eines im Glaschrank in der guten Stube verwahrt hielt, befiel sie eine Schwäche, und sie tat einen hellen Schrei im fraulichen Erraten der Zusammenhänge. Denn die große Aehnlichkeit zwischen Peter, dem Bauern, und Peter, dem Knecht, war ihr schon von aller Anfang an aufgefallen.

Jetzt wußte sie gewiß, daß ihr Herzallerliebster der Sohn des Hartmannshofers war.

Und darum die Schwäche und der Schrei aus jubelnder Herznut.

Der Bauer erschraf über den Schrei und stürmte aus der Stube in die Kammer, vermeinend, dem Dirnlein wäre ein Unfall zugestoßen.

Er fand sie aber knieend vor dem Bilde und dem Goldreif, und ihre Zähnen fielen über das Körbchen mit den roten Eiern, die sie Peter in die Schublade seines Kastens legte.

„Was gibt's denn?“ fragte der Bauer barsch, als er das Dirnlein tränend, aber wohlbehalten vor dem Schranke des Großknechtes fand.

Wortlos wandte sich Diesel ab und ging, mit leichtem Kopfnicken auf das Bild und den Goldreif weisend.

Nun war der Bauer allein bei den Kleinodien des Knechtes.

Er wußte erst nicht, was er von dem seltsamen Funde in der Schublade halten sollte. Wie kam der Großknecht zu dem Bilde, das ihn, den Bauern mit seiner verschollenen Braut vorstellte, und wie zu dem Ringlein, das er voreinst der Annemarie Söldner als Angebind gegeben?

Eine dunkle dumpfe Ahnung trieb dem Hartmannshofer das Blut zum Kopf. In seine sonst unbewegten Züge kam zuckendes Leben. Schmerzlich starrten seine Augen auf das Bild. Mit zitternden Händen nahm er das Ringlein auf und führte es an die Lippen.

War der Knecht der Annemarie Söldner Sohn, seiner Braut, weil er Söldner hieß wie sie?

Und woher die große Ähnlichkeit mit Peter, der im Aussehen und Wesen ganz seiner Art war, so, als wäre er sein leiblicher Sohn?

Der Hartmannshofer mußte Gewißheit haben. Er rief den Knecht in die Kammer.

Peter machte große Augen, als er den Bauern vor seiner Schublade mit den wohlgehüteten Kleinodien fand.

Erklärend hob der Bauer an: „Zum Lohn deines Fleißes sollte dir Diesel noch ein Duzend rote Eier in die Lade legen. Es sollte eine Ueberraschung sein für dich, darum brachte sie die Eier heimlich herauf. Nun fand sie in der Lade dieses Bild und diesen Ring. Wie kommst du zu diesen Sachen?“

„Es sind die Kleinodien meiner Mutter gottselig, die sie mir auf dem Sterbebette mit ins Leben gegeben.“

„Und wie hieß deine Mutter?“

„Annamaria Söldner.“

„Und dein Vater?“

„Ich habe meinen Vater nie gekannt.“

„Hat dir deine Mutter gottselig auch seinen Namen nicht verraten?“

„Ja, aber erst in ihrer letzten Stunde.“

„Und wer ist dieser Vater?“

„Er steht vor mir.“

„Und warum hast du mir dieses Geheimnis nicht eher anvertraut, Peter?“

„Auf Geheiß meiner Mutter. Nur ein Zufall, eine göttliche Fügung sollte es an den Tag bringen. Meine Mutter wollte dir nicht zur Last fallen. Auch ich nicht. Und so haben wir beide geschwiegen, bis es von selber offenbar würde . . .“

Erschüttert sank der rauhe Hartmannshofer in

die Knie, zog Peter an sich und stammelte immer wieder:

„Mein Sohn, mein Bub, mein Peter!“

Und dann, in einer stillen Stunde, mußte Peter alles erzählen, was er von seiner Mutter und ihrem kummerreichen Leben wußte.

„Sie war eine Heldin!“ rief der Hartmannshofer. „Und morgen, Peterlein, fahren wir zwei in aller Herrgottsfrühe wallfahren an ein Grab



„Was gibt's denn?“ fragte der Bauer barsch, als er das Dirnlein tränend aber wohlbehalten vor dem Schranke des Großknechtes fand.

— drei Stunden weit da draußen über dem Sonnwald. Ich muß der Berewigten alles Leid abbitten, das durch mich auf sie gekommen. Und was ich an ihr nicht mehr gutmachen kann, das werde ich dir vergelten, Peterl, mein Bub.“

*

Es war ein großes Wundern unter den Leuten, als am nächsten Morgen der Hartmannshofer mit seinem Großknecht in die Weite fuhr.

Am meisten aber wunderte sich die kluge, kleine Diesel, als ihr der Hartmannshofer nach der Heimkunft von dieser Ausfahrt und in Gegenwart Peters die Eröffnung machte: „Diesel, morgen muß ich wieder ausfahren, nämlich zum Notar in die Stadt. Ich muß ein Testament umstoßen . . .“

„Ein Testament!“

„Jawohl, ein Testament. Ich hatte dich nämlich ohne dein Vorwissen zur Erbin meines Hofes eingesetzt, weil du mein letztes, weitsichtiges Bäslein warst. Nun hat sich aber ein Erbe gefunden, dem ich den Hof nicht gut versagen kann. Ist es dir recht, wenn ich diesem Peter

da, meinem leiblichen Sohn, den Hof verschreiben lasse?"

„Tausendmal recht ist's mir,“ jubelte Piesel, „aber nur unter einer Bedingung.“

„Nämlich?“

„Das muß ich dem Peterl unter vier Augen sagen, Vetter. Sei so gut und geh' ein wenig aus der Stube.“

Der Bauer folgte dem sonderbaren Ansinnen und ließ die beiden allein.

Er lugte aber durch das Schlüsselloch und sah ein einziges, wortloses Umhassen.

Und als er wieder hereinkam, stellten sich Peter und Piesel als Braut und Bräutigam vor und baten um den Segen des hocherfreuten Vaters.

Am nächsten Tage fuhren sie selbdrift zum Notar und machten alles richtig.

Es währte nicht mehr lange, da waren Peter und Piesel ein glückstrahlendes Paar, das den alternenden Vater mit aller Liebe und Sorge umhegte.

Am Lebensglück seines so seltsam gefundenen Sohnes erblickte auch ihm noch eine wärmende Sonne für seinen Lebensabend.

Gar oft sah man die Hartmannshoferischen noch selbdrift durch den Sonnwald fahren an das ferne Grab einer Verewigten, die durch ihr selbdenhaftes Entfagen den Grund zu diesem Glücke gelegt hatte.

Queckbrünnlein.

Skizze von Anton Schott.

Wer ein paar Tagen war er aus der Gefangenschaft heimgekommen, aus den wildfremden Gefilden und Verhältnissen Sibiriens. Weinen und jauchzen hätte er mögen in einem Atem und Tun; jauchzen, weil er nun wieder auf deutschem Urväterboden stand, in deutscher Heimat und unter deutschen Leuten, und weinen um all die deutschen Brüder, die unter dem Rasen lagen in fremdem Feindeslande, weinen, weil das Vaterland so schmachlich niedergedrungen worden unter Mithilfe der Feinde hinter der Front und durch schimpflichen Verrat an Händen und Füßen gefesselt wie der ärgste Verbrecher, und weil ekles Gewürme an seinem noch lebenden und ohnmächtig zuckenden Leibe fraß wie schon an einem Kase.

Die alten, die harten Jahre her völlig zusammengeschundenen und zusammengedrerten und von Leid und Sorge beinahe aufgezehrten Eltern hatten in ihrer fast schon kindischen Weise in buntem Durcheinander gelacht und geweint, als er wieder in die Stube gekommen. Der eine noch von dreien. Doch weil nur wenigstens einer noch zurückkam als Trost und Stütze für ihre alten Tage!

„Weil du nur wieder da bist! . . . Weil wenigstens noch einer wieder heimkommt . . .“

Und als die größte Freudenwallung halbwegs verebb't war, ist der Vater mit seinem Kate herausgerückt. „Jetzt wird das Studieren ein Ende haben müssen. Ist sonst keiner mehr da, der unserer Urväter Heimstatt fürder betreuen könnte. Also mußt du daran. Auch dem Heimathboden ist einer Treue schuldig. Schaufft dich um ein richtiges Weiberleut um und nimmst uns zwei zermürbten und zermorschten Alten die blutharte Arbeit von den Schultern.“

„Und gleich in den nächsten Tagen machst eine Wallfahrt Gott zu Ehr und Danke, weil er doch dich noch glücklich heimgeführt.“ So die Mutter.

Also entschloß er sich, das Studieren aufzugeben und zu Pflug und Hade zu greifen, um in alter deutscher Bauernart der Väterhsolle die Treue zu halten, die Väter und Vorfäter treulich ernährt, und also nahm er sich vor, eine Wallfahrt zu machen als Dank für die glückliche Heimkehr.

Es mögen viele witzeln und spötteln über Bittgänge und Wallfahrten, aber wie oft ist einer von denen schon bitten gegangen zu einem, der das Helfen nicht im Willen gehabt, oder danken zu dem, der nicht einmal helfen gefonnt. Er tat die Wallfahrt auf seiner Eltern Rat und Meinung und aus eigenem Dankestriebe.

Ueber den Bergen drüben stand ein kleines Wallfahrtskirchlein, gemeinlich das Queckbrünnlein genannt, und dorthin strebte er eines Tages. Maienzeit lag über dem Lande, und Mensch und Viehe müheten sich, den Boden zu bearbeiten, auf daß er des Lebens Notdurft gäbe. Ein alter, verknüllter und budelig gearbeiteter Bauer schaute ihn im Vorbeikommen für einen neuzeitlichen Naskäfer, einen Kriegsgewinnler, einen Schieber oder Ruznießer der neuen Verhältnisse an und knurrte ein böses Wort vor sich hin. Es tat ihm wehe, aber er begriff die Entrüstung des Alten.

Um halben Vormittag herum kam er zu dem Kirchlein, das über einem als heilbringend angesehenen Fessenbrünnlein erbaut war. Die Türe war versperrt und kein Mensch um und um zu sehen. So reimte er sich vor dem Kirchlein ein paar Dankesworte an den Lenker aller Geschicke zusammen und schlenderte darauf wieder talwärts.

Vor einem kleinen, modrigen Holzhüttlein, dessen Dach sich unter der Last der daraufgelegten Steine förmlich bog, plätscherte aus halberfaultem Röhrstode ein kinderarmdicker Wasserstrahl in einen moosüberwucherten Holzgrund, und auf der Hauswiese daneben mähet eine Weiberleut, und zwei kaum über faustgroße Kinder müheten sich, die Mahden zu zerwerfen.

„Ein Mann! Notburg, ein Mann!“

Während er am Rührstode seinen Durst löschte, kam das Weiberleut herbei. Dem Anschauen nach noch ein Dirndel, mit kraftstrotzendem Körper, arbeitgerötetem Gesichte und einem Paar fast veilschenblauer Augen . . . Wohl eine recht junge Mutter . . .

„Wollt Ihr etwa den Schlüssel zum Kirchlein?“ frug es. Und nachher erzählte es, daß in früheren Zeiten das Kirchlein Tag und Nacht offen gestanden und die Leute so ehrlich gewesen, nichts zu nehmen und nichts zu stehlen. Doch seit die Leute schlecht und selbst die deutschen Leute diebisch geworden, und besonders, seit im Vorjahre der Opferstod erbrochen und ausgeraubt worden, wäre das Kirchlein nun versperrt, und sie verwahrte den Schlüssel.

Nun ja . . . Wenn sie gerade Zeit hätte und nicht mehr versäumte, als was ein kleines Trinkgeld wert wäre . . . Ansehen könnte er sich das Kirchlein auch von innen, nachdem er schon da wäre.

Also holte sie den Schlüssel aus dem Hause und ging mit den Kindern mit. Fragen und Antworten reißten sich aneinander . . . Die Kinder wären nicht die ihren; lediglich ihres



„Wollt Ihr den Schlüssel zum Kirchlein?“ frug das Dirndl.

Bruders Kinder, der im Kriege gefallen, und dessen Weib der Schlag getroffen, als es die Todesnachricht erhalten. So rackerte halt sie die Kinder fort, bis diese flügge wären. Helfen wäre das schönste Wort unter all den vielen. Eine Kuh fütterte sie, zwei, drei Schweinchen zöge sie des Jahres über auf, damit ein paar Knöpfe Geld ins Häufel kämen, und dies und jenes . . . Zu viel werden all diese Arbeit und

Fürsorge? Genug wohl, aber zu viel nicht. Wohl dürften sie es nicht halten, wie es jetzt überall der Brauch werden wollte; acht Stunden arbeiten und während dieser Zeit nicht viel tun. Da müßten sie und die beiden Rader verhungern. Anpacken, wie dieses seit Urväterzeiten der Brauch gewesen, von einer Dämmerung bis zur anderen arbeiten, und das andere dem Herrgott überlassen, der trotz der schlechten Zeiten alleweil noch der alte geblieben.

Anwillkürlich schlich sich ihm ein Vergleich ins Sinnen. Im Kirchlein oben sprudelte ein Quedbrünnlein als Heilmittel wider allerhand Gebreche aus dem harten Felsen, im Holzhüttlein unten ein solches aus unverdorbenem, edlem Menschenherzen. „Bete und arbeite“ haben die Alten zum Sprichworte geformt, und „Arbeite und bete“ formte es das schlichte Dirndl, das sich opferte für die Bruderkinder. Arbeiten und beten, wie es seit Urväterzeiten der Brauch gewesen! Wer am Boden liegt, muß sich emporarbeiten, der einzelne und ganze Völker, und das andere dem Herrgott überlassen.

Im Kirchlein oben hielt er noch eine kurze Zwiesprach mit dem Herrgott, gemischt aus Dank und Bitte: für die Heimkehr den Dank und für daheim und fürder die Bitte. Im Augenblicke brauchte er einen guten Rat . . . Ein richtiges Weiberleut . . . hatte der Vater gesagt, und so eines wäre wohl richtig, das trotz aller Jugend schon das Leben bei der ernsthaftesten Seite zu nehmen versteht nach Urväterweise . . .

Als sie wieder talwärts gingen, sagte er von weitem herum etwas von einer Heirat. Wenn es etwas wäre . . . Doch sie lachte ihm hell auf ins Gesicht. Heiraten? Sie! Was täten dann wohl diese beiden Rader?

Wenn auch diese jemand traulich aufnahme und flügge fütterte? Zum Beispiel . . . Er wäre der und der aus dem Aichtale drüben, vor daumlanger Zeit aus der Gefangenschaft heimgekommen, sollte nach den beiden alten Eltern Rade eine richtige Hauswirtin ins Haus bringen und wüßte nicht . . . Eine wie sie . . .

Wenn sie sich die Väterheimat einmal anschauen und mit seinen alten, völlig zusammengeschnitten Eltern reden und schwachen wollte: er holte sie gelegentlich mit einem Wagen ab, sie und die Rader, und brächte sie auch wieder zurück. Er brauchte weder Geld noch Gut zu Freuen, ein richtiges Leut. Was sie dazu sagte . . .

Sie sagte nicht so und nicht so. Erst vor dem Holzhäufel unten meinte sie, für einen Scher

wäre die Zeit zu ernst, und für einen Ernst zu kurz. Ein Trinkgeld wies sie zurück.

Er nötigte auch nicht lange; man würde schon aufs gleiche kommen. Auf dem Heimwege jedoch nickte er alle Augenblicke vor sich hin. Man mag über Wallfahrten denken, wie man will: er hat eine gemacht zum Danke, und er hat auch gleich eine Bitte daran gehangen. Er hat in zwei Queckbrünnlein geschaut, in eines im Kirchlein oben, in dem sich durchs Kirchfenster der blaue Himmel und der Sonne ungetrübt Licht spiegelten, und in eines, das in einem schlichten, unverdorbenen Weiberherzen geboren, deutsche Frauentugend nach Altvätersitte spiegelte.

Und das wollte er sich in Bälde mitsamt dem goldreinen Herzen heimholen.

Die Verstorbene.

Von Franz Woas-Wiesbaden.

Wor hundert Jahren war der mächtigste Mann von Europa, wenn nicht der ganzen Erde, der Kaiser von Rußland, Alexander der Erste; denn im Verein mit dem Kaiser von Oesterreich und dem Könige von Preußen hatte er es fertig gebracht, den Kaiser der Franzosen, Napoleon — der ihm die Macht nicht gegönnt hatte — niederzuzwingen. Der war jetzt Gefangener auf seiner einsamen Insel St. Helena im fernen Ozean. Kaiser Alexander aber saß in allem Glanze seines Thrones in seiner Hauptstadt Sankt Petersburg und freute sich seines Lebens. Ja, das tat er tedlich. Hatte er doch um sich eine Schar treuer Offiziere und Beamten; und so wurde ihm die Last, ein so ungeheures Reich in Ordnung und die Bewohner bei Zufriedenheit zu erhalten, leicht gemacht.

Nun war er aber zugleich auch der schönste Mann, den man sich nur denken konnte, der schönste Mann seiner Zeit: Groß gewachsen, dabei aber schlank und von geschmeidigen Gliedern. Sein Kopf stand dazu im vollkommensten Ebenmaße, nicht zu groß und nicht zu klein; gerade recht saß er ihm auf dem schlanken Halse. Unter der hohen und breiten Stirne bligten, von dichten Augenbrauen wohl gedeckt, ein Paar große feurige Augen. Darunter setzte eine kräftige, aber wohlgeformte Nase an, die von einer besonderen Entschiedenheit des Willens sprach. Wangen und Mund aber milderten diesen Ausdruck wieder, denn sichtlich schlugen sie ins Weibliche; und doch gab dann schließlich der starke, aber kurz gehaltene Bart auf der Oberlippe dem ganzen Bilde einen schönen, wohlgerundeten Abschluß.

Das innere Wesen dieses Bildes von einem rechten Manne entsprach vollständig dieser äußeren Erscheinung: Kaiser Alexander zeigte sich ent-

schieden und tatkräftig, wo die Umstände, sei es Krieg, sei es Frieden, es verlangten; war ebenso ein überlegter Staatsmann wie ein kühner Draufgänger als Feldherr; in seinem Leben als Mensch aber war er weich, für Freundschaft und Liebe gleichermaßen empfänglich. Wer ihm je einen Dienst geleistet hatte, den belohnte er aufs großmütigste; niemals vergaß er es — ob er gleich mehr als einmal gerade von solchen schwer hintergangen wurde.

Daß die Frauen ihn liebten, bewunderten, ja vergötterten — wen wollte das wunder nehmen: ihn, den schönsten Mann des ganzen Reiches! Was wunder, wenn ihm bei seiner leichten Empfänglichkeit nur allzu oft Herz und Sinn mit dem Kopfe durchgingen!

Er war überaus jung — noch keine sechzehn Jahre alt — verheiratet worden, ohne daß ihn Vater und Mutter vorher lange darum gefragt hatten. Aber die Frau, die ihm gegeben wurde, gefiel ihm, und — wunderbar genug — er hielt ihr jahrelang die Treue.

Sie war dessen auch durchaus würdig. Gerade keine strahlende Schönheit, dabei noch zwei Jahre älter als er selbst, aber noch von keiner Hoflust verdorben — so kam sie in seine Arme. Dabei war sie lebhaften Geistes, hatte auch einen großen Teil der damals gerade herausgekommenen Meisterwerke deutscher, französischer und anderer großer Schriftsteller gelesen und wußte das in der Unterhaltung vortrefflich anzubringen, ohne doch sich als „gelehrte Frau“ zu brüsten. Immer blieb sie einfach; sie sah auch die gelehrtesten Dinge so an, als ob sie nur mit dem bloßen Menschenverstande zu begreifen sein müßten. Das gefiel dem Kaiser ganz besonders an ihr; denn die vielen Gelehrten, die er selbst — nach dem Zuge der Zeit — an seinem Hofe um sich gesammelt hatte, langweilten ihn eher, als daß sie ihn belehrten. Auch ihre immer frohe Laune tat ihm wohl. Kurz, sie hatte sein ganzes Herz.

Aber es sollte anders kommen. —

*

Inzwischen war der so junge glückliche Ehemann, der bis dahin Thronfolger gewesen, Kaiser geworden. Hatte es schon bisher nicht an Frauen am Hofe gefehlt, welche ihn in die Nege ihrer Liebe oder ihres Ehrgeizes zu striden gesucht, so zeigte sich das jetzt erst recht. Nun konnte sich wohl eine oder die andere dieser Frauen manch freundlicher und scherzhafter Worte rühmen, die er ihnen geschenkt hatte; darum war er aber doch seiner angetrauten Gemahlin treu geblieben — jahrelang, jahrelang. Die Kaiserin wußte dies auch, und niemals kam ihr deshalb ein Wort der Eifersucht über die Lippen; auch nicht, als sie begann, ihre früher schlankte Gestalt und damit den letzten körperlichen Reiz zu verlieren. Immerhin brauchte sie die Vorsicht, keine Hofdame in ihren engeren Kreis zu lassen, von

der sie hätte glauben können, daß sie ihrem Mann hätte allzu sehr gefallen können. So waren meist ältere Damen um sie, und nur eine einzige war darunter, die Gräfin Ossowska, die erheblich jünger war, als sie selbst.

Diese war noch als Kind zu ihr gekommen; und als sie älter, damit aber immer schöner geworden, vermochte die Kaiserin nicht mehr, sich von ihr zu trennen. Die Gräfin, schließlich zu



Wortlos streckte sie ihm den Zettel hin.

einer strahlenden Schönheit geworden, dabei voller Geist und munterer Launen, auch aus einem alten hochangesehenen Hause und deshalb viel umworben, heiratete übrigens sehr bald und zwar gleichfalls einen schönen, vornehmen Mann, den Grafen Nariskin, jung und aller Liebe wert, so daß die Kaiserin ohne jede Ahnung war, daß ihr von daher jemals eine Gefahr drohen könnte. Der Mann der Gräfin war zudem ein ganz besonderer Freund und Günstling des Kaisers.

Eines Tages war die Kaiserin mit ihrer Hofdame, der Gräfin, in ihrem Zimmer bei einer Näharbeit, die sie ohne andere Zeugen vornehmen wollte; handelte es sich doch um den Anzug, den sie bei dem bevorstehenden großen Maskenball tragen wollte, und wo sie niemand erkennen sollte.

Da trat der Kaiser in das Zimmer; rasch verbargen die Frauen ihre Arbeit, und man unterhielt sich sonst.

Der Kaiser hatte die Gewohnheit, während er sprach, im Zimmer auf und ab zu gehen. Bei einer Wendung fiel ihm etwas aus dem Rockärmel, und zwar ohne daß er es merkte. Auch der Gräfin war das nicht aufgefallen; da sie weiter dafür zu sorgen suchte, daß der Kaiser nicht hinter das Geheimnis ihrer Arbeit käme. Die Kaiserin aber hatte den Gegenstand fallen sehen und ihn alsbald aufgehoben. Es war dies ein kleiner, sorgfältig zusammengekniffener Zettel. Von einer seltsamen Unruhe getrieben faltete sie den Zettel auseinander: er enthielt nur einige wenige, aber überaus zärtliche Worte, die offenbar der Gräfin galten; denn ihr Name war genannt; der Zettel war auch von des Kaisers Hand . . .

Inzwischen hatte der Kaiser sich in seinem Gange wieder zurückgewandt und kam auf die Kaiserin zu. Wortlos streckte sie ihm den Zettel hin. Verduht stand der Kaiser und sah auf den Zettel. Noch einmal streckte die Kaiserin den Zettel vor, hielt ihn dem Kaiser jetzt mit drohender Gebärde unmittelbar vors Gesicht.

Da lachte der Kaiser kurz auf, drehte sich auf dem Absatz um und wollte weiter im Zimmer auf und ab gehen.

Aufs Tiefste ergriffen, schrie die Kaiserin laut auf; sie warf den Zettel fort, sank in den Stuhl, vor dem ihr Nähzeug aufgehäuft lag, griff hinein, faßte wild nach der Schere, die sie vorher in der Hand gehabt hatte, und wollte sich damit ins Herz stechen.

Der Kaiser eilte rasch herbei, suchte ihr die Schere aus der Hand zu winden, rang mit der Frau um die Schere, schnitt sich dabei aber selbst tief in Hand und Arm.

— Blut spritzte hoch heraus.

Die Gräfin hatte alledem zugeschaut, ohne sich zu rühren. Jetzt eilte sie nach der Tür, rief nach der Dienerschaft um Hilfe, schickte nach dem Hofarzt; von allen Seiten kamen Leute herbei.

Der Kaiser war in einen Sessel gesunken, die Kaiserin suchte das Blut selbst zu stillen. Endlich kam Dienerschaft zu Hilfe, kam auch der Arzt; er verband den Kaiser sofort kunstgerecht. Dann brachte man ihn nach seinen Gemächern.

Der böse Vorfall war sogleich im ganzen Schlosse, bald aber auch außerhalb bekannt geworden; ebenso die Ursache; aber von Mund zu Mund getragen, wurde ganz etwas anderes daraus: Jetzt hieß es, die Kaiserin wäre dem Kaiser meuchlerisch zu Leibe gegangen. Die oberste geistliche Behörde, der „Heilige Synod“, griff ein

— war doch die geheiligte Person des Kaisers zu schützen mit seine oberste Pflicht!

Die beiden Gatten hatten einander seitdem nicht wieder gesehen; die Kaiserin konnte den Treubruch des Mannes, hinter den sie so zufällig gekommen war, nicht verwinden. Der Kaiser aber trotzte; er ließ den „Heiligen Synod“ widerstandslos walten. Und die Folge? Die Kaiserin wurde des Mordversuchs für überführt erklärt. Eine Trennung der Ehe konnte freilich nicht ausgesprochen werden; die Kaiserin wurde aber auf Lebenslänge in ein Kloster verbannt, in das weltabgeschiedene Kloster der Karmeliterinnen bei Kiew in der Ukraine.

Die Gräfin wurde vom Hofe entfernt und ihr ein einsames Landgut unweit Peterhof als dauernder Wohnsitz angewiesen.

*

Das Leben am Kaiserhofe war damit wie umgewandelt. War vorher ein Fest dem andern gefolgt, so hatte das jetzt aufgehört. Der Kaiser, der früher keinen Tag ohne Tanz, Musik und Theater sein konnte, wollte von alledem nichts mehr wissen; die vielen Prunkräume des Schlosses blieben verschlossen; in wenigen Zimmern, die abgelegen waren, hielt der Kaiser sich auf. Hier saß er, stundenlang vor sich hinbrütend, kaum daß er die nötigsten Staatsgeschäfte erledigte; seine Minister und Generale fertigte er durch seine Kammerdiener ab.

Er hatte vorher einige wenige vertraute Freunde gehabt, nicht einen davon ließ er jetzt bei sich vor, so dringend einer und der andere davon auch darum bat — schließlich blieben sie fort, und nun war er ganz allein; auch von den Kindern der verstobenen Kaiserin, die er vordem so gern um sich gehabt hatte, wollte er nichts wissen; voller Mißtrauen war er wider sie. Freilich wußte er ganz genau, daß nur er allein die Schuld trug, an dem schrecklichen Auftritt zwischen ihm und der Kaiserin; aber vor den Männern des „Heiligen Synods“ war es anders dargestellt worden; und manchmal glaubte er deshalb wirklich, die Kaiserin hätte ihm ans Leben gewollt; waren doch auch in der Familie der Romanows solche Meuchelmorde zur Genüge gebräuchlich; war er doch selbst nur deshalb so jung auf den Thron gekommen, weil sein Vater unter der Hand dreier Verschworener gefallen war — eine Tat, an der er selbst freilich durchaus unschuldig gewesen, nur daß er fluchwürdigerweise diese drei Mörder auf Jahre hinaus als erste Ratgeber und Minister um sich gebudelt hatte! Gottlob, daß er sie endlich hatte abschütteln können — und da muß dieses schreckliche Ereignis eintreten!

Einige Monate waren so für den Kaiser in trüber Mißstimmung und Einsamkeit vergangen, als er sich schließlich doch davon losriß. Verlockend trat das Bild der schönen Frau vor seine

Seele, welche von alledem die Ursache gewesen. Er konnte dem Verlangen nicht widerstehen, zum wenigsten den Ort zu sehen, wo sie jetzt einsam wohnte.

Heimlich verließ er das Schloß; unerkannt fuhr er in einem gemieteten Schlitten nach dem Landgute hinaus, wo sie lebte. — Von der Armutlichkeit des Hauses bis ins Innerste betroffen, gab er nach seiner Rückkehr sofort den Befehl, dieses Haus neu herzurichten und auf das kostbarste auszustatten, was auch in kürzester Zeit geschah. Dann fuhr er wieder einmal hinaus, und nun konnte er nicht anders, er mußte die Gräfin wiedersehen

Seitdem war der Verkehr zwischen beiden wiederhergestellt. Bald fuhr der Kaiser nicht mehr im gemieteten Schlitten, sondern in vier- und sechsspänniger Hofkutsche auf das Landgut der Gräfin hinaus; bald nahm er auch diesen und jenen seiner vertrauteren Freunde mit; erst kleinere, dann größere Feste fanden dort statt; und als das Haus erst zu einem richtigen Palaste ausgebaut worden war, da fand sich hier schließlich dieselbe Gesellschaft zusammen wie vordem in den Prunkräumen des Kaisers in der Hauptstadt selbst — nur daß die Kaiserin nicht mehr darunter war: sie war und blieb die Verstobene. —

Auch ein anderer war nicht dabei: nämlich der Gemahl der Gräfin; der Kaiser hatte ihn, seiner Jugend zum Trost und über viele Köpfe hinweg, zum Kommandeur eines Regiments gemacht, das in Tiflis stand, entfernt von Hauptstadt und Landgut

Jahre vergingen — Jahre kamen, wo es sich anstatt um Feste, Schmausereien und Bälle um ganz andere Dinge handelte — um Kriege und Völkerwirren. Von der Weichlichkeit, die ihm sonst zu eigen gewesen, zeigte der Kaiser hierbei nichts; ein fester Wille beherrschte ihn; ebenso klug wie gewandt wußte er ihn durchzusehen; aber das Alter begann allmählich ihn zu drücken. Zwar war er immer noch der schöne Mann, der er gewesen; aber die Spuren früherer Leichtlebigkeit waren da; er war schwerfällig geworden und nicht mehr der Mann dazu, um den Abgott der Frauen abzugeben!

Zur Gräfin Karischkin stand er aber immer noch so, wie er seit Jahren gestanden. Der Gräfin war eine Tochter geboren, die er zärtlich liebte, — um so inniger, als er immer in Furcht um sie lebte; denn so schön sie war, so litt sie doch von Jugend auf an einer rätselhaften Krankheit. Kein Hofarzt konnte sie davon heilen, auch aus Königsberg und sogar aus Wien nicht einer der dort so berühmten Aerzte. Unrettbar schien sie verloren.

Da brachte eines Tages der Kaiser einen jungen Fähnrich mit hinaus, der eben in die kaiserliche Leibgarde eingetreten war. Kaum waren dieser und die junge Gräfin Sophia einander

vorge stellt, als sie beide von heftigster Liebe zu einander ergriffen wurden. Es war Liebe auf den ersten Blick. Der Kaiser in seiner unaussprechlichen Güte, erklärte sich mit einer Heirat einverstanden und ernannte die junge Braut zu einer Gräfin Romanow. Die Hochzeit sollte alsbald stattfinden. Ueber die Gräfin kam es wie ein neues Leben; mit blühenden Wangen, leuchtenden Augen ging sie ihrem Hochzeitstag entgegen. Kuriere waren bereits unterwegs, um aus Paris einen prachtvollen Brautstaat von unermeßlichem Werte herbeizuholen.

Der Kaiser war auf einige Tage nach Moskau gegangen, um dort eine Heereschau abzuhalten. Eben, als seine Regimenter in allem Glanze an ihm vorbeimarschirten, sprengte querselbein auf schnaubendem Rosse ein Kurier herbei, einen Brief schon weither hochhaltend. Entsetzliches ahnend, erbrach der Kaiser das Schreiben: Gräfin Sophie war plötzlich verschieden . . .

Der Kaiser war auf das innerste getroffen; kaum daß er sich auf dem Pferde zu halten vermochte. Heiße Tränen stürzten ihm aus den Augen.

Die Heereschau wurde sofort abgebrochen; der Kaiser begab sich in aller Eile nach Sankt Petersburg zurück und kam gerade noch zurecht, um die Tote noch einmal zu sehen: in den Pariser Prachtgewändern, die sie am Hochzeitstage tragen sollte, war sie aufgebahrt. Der Kaiser sank vor dem Sarge nieder, tief erschüttert; und durch sein Gemüth ging es in unsagbarstem Schmerz und tiefster Reue: Das ist die Vergeltung für das, was ich getan. —

Es war aber nur der Anfang davon.

*

Wiederum zog der Kaiser sich von allen Freuden des Lebens zurück; sie waren ihm grausam vergällt durch den frühen Tod seines Kindes. Nur die Besuche bei dessen Mutter behielt er bei, und es verging kaum ein Tag, wo er nicht nach deren Landgute hinausfuhr. Mit der Mutter zusammen pflegte er das Andenken an die Entschlafene.

Die Gräfin Narischkin, so viel jünger als der Kaiser, war noch immer eine schöne Frau; ihr hatte der frühe Tod des Kindes nicht so zugesetzt, wie dem alternden Kaiser, der schwer das muntere Plaudern der Verstorbenen vermisse. Schon nach kurzer Zeit hatte sie den Verlust verschmerzt; sie wollte bald wieder fröhliche Menschen um sich sehen, und so lud sie solche wieder zu sich ein, ob auch der Kaiser meistens nicht dabei war.

Der Kaiser bekam davon bald Kunde; vergrämt, wie er geworden war, wurde er mißtrauisch; böswillige Hoffschranzen trugen ihm obenein allerhand Gerüchte zu. Lange Zeit schenkte er ihnen keinen Glauben, bis er eines Tages selbst hinter die Wahrheit kam: Er war

einmal zur Unzeit, als die Gräfin ihn nicht erwarten konnte, zu ihr hinausgefahren; unangemeldet hatte er ihr Wohngemach betreten, hatte im daneben liegenden Schlafgemach der Gräfin laut lachen und sprechen gehört; von Mißtrauen überfallen, war er hier eingedrungen, um noch gerade zurecht zu kommen und zu sehen, wie sich ein Mann in aller Eile in einen großen Schrank hinein zu vertriehen suchte.

Der Kaiser hatte ihn erkannt: es war einer seiner Generaladjutanten, ein junger Fürst, einer seiner vertrauten Günstlinge.

Der Kaiser stellte den Mann nicht zur Rede, sah er doch in dessen Tat nichts anderes, als wieder eine gerechte Vergeltung dessen, was er selbst getan. Auch mit der Gräfin selbst wechselte er kein Wort weiter; seinen Willen aber ließ er sie doch hart fühlen. Auf der Stelle verließ er das Haus, das er zu einem so kostbaren Besitze hatte umschaffen lassen, in dem er so viele Jahre — wie er meinte — treue Liebe und Freundschaft genossen hatte. Drei Stunden später trat ein Heer von Arbeitern an; und noch war der nächste Morgen nicht da, als dasselbe Haus abgebrochen und vernichtet war bis auf die Grundmauern. Die Gräfin aber war in eine Kutsche gesetzt und weggebracht worden — niemand wußte wohin?

In Wirklichkeit hatte sie den Weg nach dem Kaukasus eingeschlagen, wo ihr Mann inzwischen bis zum Gouverneur aufgerückt war. In aller Gutmütigkeit nahm dieser sie auf, verzieh ihr alle bösen Streiche und lebte noch lange Jahre mit ihr in aller Einigkeit zusammen.

Der Kaiser aber — hatte er auch diese neue schmerzliche Erfahrung anscheinend in männlicher Kraft überwunden — war nun doch innerlich so tief davon getroffen, wie bisher durch keine andere: Er litt von der Stunde ab an einem Fieber, das sich nicht bannen ließ. Kein Mittel seiner Aerzte half dagegen. Er fand auch des Nachts keinen Schlaf mehr; nur Tags über kam er ihn manchmal an; und dann schlummerte er kurze Zeit im Lehnstuhl. Des Nachts aber wälzte er sich in aller Unruhe auf seinem einsamen Lager. Da kam ihm die Erinnerung an frühere, bessere, glückliche Zeiten. Manchmal erhob er sich dann, und, ängstlich beobachtet von seinen treuen Kammerdienern, schlürfte er durch die Flure zu jenem Gemache hin, wo er einst den entsetzlichen Austritt mit seiner Frau, der Kaiserin, gehabt . . .

Die Aerzte verlangten, daß der Kaiser, um die Erinnerungen los zu werden, den Palast verliesse; sie rieten ihm, in einer milderen Gegend seines weiten Reiches Heilung von dem Fieber zu suchen. Der Kaiser weigerte sich erst, er wollte das Haus nicht verlassen.

Nun ereignete es sich aber, daß gerade zu dieser Zeit die Hauptstadt von einer ungeheuren

Ueber
war a
getrete
droht
die G
In
starken
nach d
Mosko
fänge
nicht
schlum
lehnt;
durch
als m
Stadt
Größe
danach
daß e
zusam
Do
Wette
übera
nicht
die si
Stadt
äußer
Schlo
prach
Sankt
ein K
bar s
spielt
seine
Sonn
Baun
H
falt
dem
jeht
Dien
treut
Hand
N
die s
als
vorü
Wun
T
nicht
bring
steln
nahm
gab.
die
träch
G
Pfle
Berp

Ueberschwemmung heimgesucht wurde. Die Nawa war auf nie dagewesene Weise über ihre Ufer getreten, so daß selbst der Kaiserpalast davon bedroht wurde. Jetzt ergab sich der Kaiser darein, die Hauptstadt zu verlassen.

In einem schweren Reisswagen, der von acht starken Pferden gezogen ward, wurde die Reise nach dem fernen Süden angetreten; sie ging über Moskau und Kiew. Der Kaiser hatte alle Empfänge unterwegs verboten; er wäre dazu auch nicht imstande gewesen; zumeist lag er, halb schlummernd, in die Kissen zurückgelehnt; kaum, daß er sich darum sorgte, durch welche Orte der Weg ging. Nur als man nach einigen Tagen durch eine Stadt fuhr, fiel dem Kaiser deren Größe und Seltsamkeit auf. Er fragte danach, und als man ihm Bescheid gab, daß es Kiew sei, zuckte er seltsam zusammen

Dann ging die Reise weiter, das Wetter war schön geworden, die Luft überaus mild; das Mowsche Meer war nicht mehr weit. Auf einer Landzunge, die sich weit hinausstreckte, lag hier eine Stadt: Taganrog; und hier, an der äußersten Spitze der Zunge, stand ein Schloß des Kaisers — keines wie die prachtvollen kaiserlichen Paläste in Sankt Petersburg und Moskau; mehr ein Landhaus, das aber eine wunderbar schöne Lage hatte; denn das Meer spielte mit seinen Wellen bis an seine Mauern heran; warm lag die Sonne auf ihm, und saftes Grün von Baum und Buschwerk umgab es.

Hier wurde der kranke Kaiser in aller Sorgfalt untergebracht; ein offener Sitzplatz, der nach dem Meer hinaus lag, war die Stätte, wo er sich jetzt zumeist aufhielt; tren bewacht von seiner Dienerschaft, behütet von seinen Aerzten und betreut von seinen Pflegerinnen, die mit milder Hand seiner warteten.

Namentlich war es die eine dieser Schwestern, die sich um ihn sorgte; sie war erst in Kiew, als der traurige Zug dort bei einem Kloster vorüber gekommen war, auf ihren besonderen Wunsch mit aufgenommen worden . . .

Das Fieber aber verließ den Kaiser auch hier nicht, trotz der sorgsamten Pflege und der heilbringenden Seeluft. In all der Sonnenhelle fröstelnd, lag er auf seinem Ruhebett, ohne Teilnahme für die Schönheit der Natur, die ihn umgab. Gleichgültig schweiften seine Blicke über die breite Meeresfläche, über welche die Möwen kräichend auf- und abstiegen.

Gleichgültig auch war er gegen Aerzte und Pflegerinnen. In seinem Fieber war es nur die Vergangenheit, mit der er sich abgab, und nicht

die aus jüngster Zeit; von dem Vorfall in Peterhof wußte er nichts mehr; nicht einmal der Name seiner Tochter Sophia kam je über seine Lippen; ausgelöscht war die Erinnerung an sie. Tage, die weit zurücklagen — sie waren es, die jetzt seinen Geist beschäftigten. Mitunter, wenn die Pflegerin ihm sorgsam die Kissen rückte oder mit leiser Hand ihm über die warme Decke strich, dann richtete er seine Augen mit seltsamen Blicken auf sie, als wollte er aus ihren Augen lange versunkene Erinnerungen heraufholen. Dann



Zugleich fiel sein Blick auch auf die Pflegerin, um alsdann fragend auf deren Gesicht zu haften.

aber wieder lag er teilnahmslos da, lange, lange

Dabei bot er durchaus nicht das Bild eines Kranken, seine Wangen waren voll geblieben, gerötet und gerundet, sein Mund leicht geschürzt wie zu einem Lächeln. Niemals war er so schön gewesen. Kein Wunder, daß die Aerzte und Pflegerinnen sich mit den besten Hoffnungen trugen.

An einem Dezembertage gar, als die Sonne glühend heiß über dem Meere stand, schaute er mit hellen Augen darüber hin; seine Blicke hingen an den weißen Segeln der vielen Fischerboote, die frühzeitig hinausgefahren waren und nun in aller Windeseile ans Ufer strebten.

Als junger Mann war es eine Liebhaberei von ihm gewesen, in solchen Segelbooten zu fahren. Auf der breiten Nawa tat er dies mit Vorliebe. Ja, noch als er bereits Kaiser geworden. Ohne alle Begleitung war er dann gewesen, nur jemand tat damals mit — die Kaiserin; sie führte das Ruder . . .

Die Erinnerung an diese Zeit mußte jetzt mit einem Male in dem Kaiser aufgestiegen sein;

seine Augen weiteten sich, und ein Lächeln spielte ihm um die Lippen. Zugleich fiel sein Blick auch auf die Pflegerin, um alsdann fragend auf deren Gesicht zu haften. Doch nur für eine kurze Weile war das. Unsicher irrten dann seine Blicke wieder ab, gingen noch einmal zu den Fischerbooten hin, kehrten darauf wieder auf das Gesicht der Pflegerin zurück und ruhten dann lange, lange darauf. Ein Lächeln des tiefsten Glücks, der herzlichsten Zufriedenheit ging jetzt über sein Gesicht; leicht schloß er die Augen, als glaubte er nicht an das Bild, das sie sahen. Dann wandte er den Kopf leicht zur Seite und im zärtlichsten Tone hauchte er den Namen von der, die er in Gedanken vor sich sah, und — in Wirklichkeit, den Namen *Elisabeth*.

Gegen Abend desselben Tages, kurz bevor die Sonne, groß und dunkelrot, in das Meer tauchte, verschied der Kaiser — in letzter Stunde versöhnt mit der, die er vor Zeiten verstößt — noch nicht 48 Jahre alt.

Als der Kaiser tot war, tat die Pflegerin, die bis zuletzt an seiner Seite geblieben war, die Tracht der Karmeliterinnen ab. Dafür legte sie Witwenkleider an und machte sich mit dem Toten auf den Weg in die Hauptstadt, um ihn mit allem kaiserlichen Gepränge zu begraben.

Aber noch unterwegs, in dem Städtchen Below, erreichte auch sie der Tod.

Sie war eine Deutsche — eine Prinzessin aus marktgräßlich badischem Hause . . .

Meltuntergang.

Von Viktor Schmitt.

Matürlich muß sie untergehen, die Erde, unsere Welt. Nichts hat Bestand, alles Irdische ist vergänglich. Aber wohin die Welt dann untergehen wird, das ist recht schwierig zu denken, das hat noch keiner ausgedacht. Viele haben das Wann und Wie des Weltunterganges in ihrer Phantasie erschaut und dargestellt im Bild und Wort. Wir haben davon aus dem Altertum bis heute ausgiebige Proben. Aber der Glaube daran in unserer Zeit der wissenschaftlichen Forschung und Aufklärung ist ein wesentlich anderer geworden als früher.

Damals waren die schaurigen *Kometen* mit ihren fürchterlichen Rutenschweifen, feurigen Schwänzen, sprühenden Glutstrahlen die Verkünder des Weltendes. Wer sich die Schrecken ausmalt, daß solch einer mit seinem Kopf gerade durchs Schüttertal hereinrennt, dem kann allerdings das Gruseln des Weltunterganges kommen. Es bleibt nur ein zweifelhafter Trost, wenn die Wahrscheinlichkeitsrechnung die Unwahrscheinlichkeit ergibt, daß es unter dreihundert Millionen Kometen nur einer fertig bringen könnte.

Und trotz alledem war es nicht im Mittelalter, sondern erst vor zwanzig Jahren, daß der Entsetzliche Komet, der am 13. Mai 1910 sehr nahe an der Erde vorbei kam, manchen in Angst jagte. Man roch schon die Kometenblausäure und richtete die Sacke, den Kometenstaub abzufangen. Aber die Erde hat den Kometen betrachtet, begrüßt, ist ruhig weitergelaufen, ohne zu nuckeln, und hat weder einem Danke in Amerika den Zylinderhut ein-, noch einer Kage in Nietersheim den Schwanz abgedrückt. Wir wissen, die regelmäßig erscheinenden Kometen sind geschlossene Bahnen, die bei ihrem Erscheinen dann und wann das unentgeltliche Schauspiel herrlicher Sternschnuppenfälle aufzeigen, die als Welkenstaub auf unsere Erde fallen. Die Erde ist sicherlich schon öfters durch Kometenschweife gegangen, ohne Schaden zu nehmen. Die Kometenangst hat vor einigen hundert Jahren ein württembergisches Dorf veranlaßt, Hab und Gut zu vertun, um bis zum Schreckenstag des prophezeiten Weltunterganges noch etwas vom Leben zu genießen, was recht vernünftig gewesen wäre, so die Welt wirklich untergegangen wäre. Die Propheten alle der unheilverkündenden Kometen sind gestorben, die Welt und die Kometen am Leben geblieben.

Nach der Welteislehre, einer neuen Anschauung der Weltentwicklung mit Hilfe des Eises, spielt unser sonst recht unschuldig dreinschauender *Erdenmond* eine wichtige Rolle beim Weltuntergang. Unser Mond wird durch den Aetherwiderstand zur Bahnverengung gezwungen und stürzt sich schließlich in Trümmern auf die Erde. Dies Mondschicksal, wie es die Welteislehre schildert, hat sich zwar schon an mehreren Mondvorgängern erfüllt und wird mit dem Einsturz des Mars die letzte große Erdkatastrophe bilden. Dabei wird ein Eishagel und Schlammregen über die Erde gehen mit furchtbaren Fluterscheinungen, Berge abtragen und Länder versenken. Der Untergang des zwischen Afrika und Amerika bestandenen Atlantisreiches wird solch einer Erdflut zugeschrieben. Auch die mehrfachen Sintfluten, welche über die Erde gingen, sind als Ursachen einstürzender Erdtrabanten zu betrachten. Die Mondauflösung kann eine solche Katastrophe werden, daß sie einem Weltuntergang nahe kommt, mit der Vernichtung alles Lebenden. Und doch wäre es bloß ein Vorübergang für die Erde zu neuem Aufbau des Lebens, solange noch die Sonne scheint. Denn darin ist unsere Erde äußerst zähe, sie ist vielleicht der einzige Planet, auf dem die Bedingungen für Entfaltung lebendiger Wesen so günstig sind.

Bei fast allen Völkern findet man Ideen, daß die derzeitige Welt vernichtet und einer neuen besseren Platz machen müsse, mit dem Schlußbild der Abrechnung mit allem Lebenden und der Erscheinung des letzten Richters in der Gerichtsführung. Die griechischen Philosophen lassen die

Welt entleerung, Welt die F Meer Gist über Götter im ve wieder M will, wägun alles es wa ewige De der S tot. durch fliege gefäh



Die lisch. dies einm Alte ren wird mit Dies men

Welt endgültig verbrennen. Auch die Germanen entlehnen von ihnen das Bild der Götterdämmerung, der letzten Schicksalskämpfe der Götter beim Weltuntergang: Mond und Sonne verzehren sich, die Erde bebzt, Sterne fallen vom Himmel, das Meer flutet über die Erde, die Schlangen speien Gift allem Lebenden, das Leichenschiff zieht darüber und nimmt die im Kampfe Gefallenen, Götter und Menschen, mit sich. Alles geht unter im vernichtenden Weltenseuer, bis es aus ihm wieder ersteht in Unschuld und Friede.

Man mag sich den Kopf zerbrechen, wie man will, schließlich kommt man zu folgenden Erwägungen: Entweder hat alles ein Ende, oder alles bleibt wie es ist, oder alles wird wieder wie es war; entweder ist das Ende der Tod oder ein ewiges Leben im Ring der Wiederkunft.

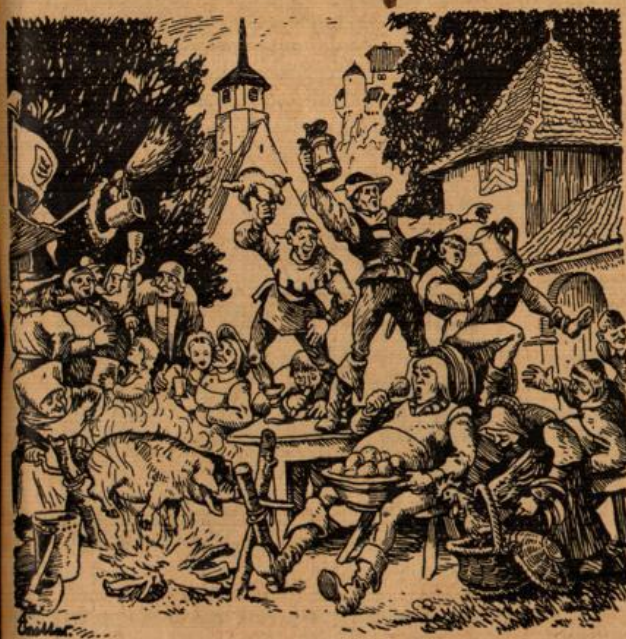
Das Leben der Erde hängt einzig vom Leben der Sonne ab. Ist sie tot, so ist auch für uns alles tot. Der Untergang der Sonne kann erfolgen durch Zusammenstoß oder Erstarrung. Daß zwei fliegende Sonnen sich durch Zusammenstoß gefährlich werden könnten, ist sehr unwahrschein-

hinein rennt, steigert sie sich zur Gluthize und verbrennt. Solche am Himmel plötzlich aufleuchtende „neue Sterne“ hat man schon öfters beobachtet. Das Aufflammen geht meist schnell wieder vorüber, und die Sternsonne wird zum kleinen Lichtpunkt. Käme unsere Sonne in einen solchen kosmischen Nebel, so wäre ihr das ein Ereignis nur im Jahrmillionenbetrieb ihres Daseins, der Erde aber ihr Flammentod des Weltunterganges.

Verständlicher und einfacher nachzudenken ist der Erduntergang durch Erstarrung zur Welttaumtälte. Das hat der Mond vor uns durchgemacht, er schläft unter der Eisdede der Jahrtausende.

Seit undenklicher Zeit sendet den Erdenbewohnern die Sonne ihr Licht und ihrer Wärme. Wird das in Ewigkeit so fortgehen? Wenn sie immer weiter und weiter ihre Wärme hergibt, bekommt sie wieder Ersatz dafür? Und dies ist das Kapitel vom Sternenschicksal. Aus dem Chaos, dem Urmisch der Dinge, entwidelt sich jeder Stern und jede Sonne. Sie war nicht von jeher da, sie entstand allein oder mit andern durch die Gesetze der Schwerkraft und Mechanik und formte sich zur Kugel. Sie gab durch Drehung um ihre Achse abgeschleuderte Masse ab zur Bildung von Planetenkugeln. Diese ältere Entwicklungsvorstellung ist aber heute mechanisch und physikalisch nicht mehr haltbar. Denn die Sonne kann aus sich heraus keine Planeten bilden, sie gibt nur das Material dazu. Man nimmt jetzt die Spiralnebel und kugelförmigen Sternhaufen in Anspruch als Muttergebilde von Sonnen-Entstehung.

Diese Sonnengeburten gehen mit kosmischer Langsamkeit vor sich. Hierzu gehört eine unermesslich lange Zeit und ein unvorstellbar großer Raum der Ausdehnung am Himmel. Wir können eben die Naturgesetze nur beschreiben, so wie sie uns erscheinen, wir kennen aber den Weltraum und die Zeit darin nicht, mit denen wir rechnen und beweisen wollen. Nur das wissen wir, daß aller Sonnen Schicksal folgendermaßen verläuft: es geht vom rotglühenden Gasball durch den gelben zum weißglühenden; die Farbenstufen, welche wir bei glühendem Eisen in der Esse des Schmiedefeuers sehen, je nach dem Grad der Hitze. Die roten Sterne am Himmel haben etwa dreitausend, die weißglühenden fünfzehntausend Grad an ihrer Oberfläche. Und das Lebensschicksal jedes Sternes geht durch Millionen Jahre diese Farbenstufen auf- und abwärts bis zum Erlöschen. Unsere Sonne ist ein gelber Stern mit sechstausend Grad Oberflächenwärme. Sie ist ein Zwerg schon geworden unter den Riesen des Weltalles



Die Kometenangst hat vor einigen hundert Jahren ein württembergisches Dorf veranlaßt, Hab und Gut zu vertun.

lich. Nach astronomischen Berechnungen würde dies erst nach hunderttausend Milliarden Jahren einmal der Fall sein. Das ist gegenüber dem Alter der Erde von etwa tausend Millionen Jahren eine wahrhaftige Ewigkeit. Gefährlicher wird für eine Sonne vielmehr ein Zusammenstoß mit einer „dunkeln Wolke“ im Himmelsraum. Dies sind weit ausgedehnte Nebelmassen, und wenn da eine Sonne mit ihrer Bewegungsenergie



Sterne fallen vom Himmel, das Meer stutet über die Erde, die Schlangen speien Gift allem Lebenden, das Leichenschiff zieht vorüber und nimmt die im Kampf Gefallenen, Götter und Menschen, mit sich.

und steht im Mittag ihres Alters, also daß sie noch manche Jahrtausende der Erde Licht und Wärme schicken kann.

Daß sie es kann, daran ist weder allein der Zustrom von Meteoriten als Heizkörper schuld, noch die Erwärmung durch die ständige Zusammenziehung der Sonnenmasse, noch die Strahlungswärme anderer Sonnen nach ihr, auch nicht radioaktive Kraft im Sonneninnern, sondern etwas, das wir mit dem Namen Strahlungsdruck des Lichtes belegen. Er ist die Ursache, Werden und Vergehen der Weltkörper aus dem Kreislauf der Kräftewirkung zu deuten. Man setzt der Anziehungskraft der Massen eine gleich große abstoßende Kraft entgegen. Das zeigt sich bei einem Kometen, dessen Schweifteilchen von der Sonne stets abgestoßen werden, ebenso wie die am Sonnenrande hinauschießenden Lichtstrahlen, die man bei einer Sonnenfinsternis beobachtet. Das ist der Strahlungsdruck. Diese Energie in den Weltraum hinaus setzt sich um in Energiewärme zur Bildung neuer Welten. Soll und Haben in der kosmischen Buchführung scheint somit geregelt. Die Gelehrten ersinnen immer wieder neue Annahmen und Hypothesen, um dem Gedanken der endlichen Weltestarrung aus dem Weg zu kommen. Denn wir wissen ganz genau, daß es viele dunkle Sonnen ohne Licht gibt; bei diesen ist die Buchhaltung nicht mehr zum befriedigenden Abschluß gekommen: Da war die Wärmeausgabe größer als die Zufuhr der aufbauenden Materie — so sind sie zur Erstarrung gekommen.

Ergeht es auch unserer Sonne einmal so, dann ist auch sie tot für uns. Bevor sie es wird, ist aber das Schicksal der Erde längst erfüllt, und keiner ihrer Bürger ist Zeuge davon gewesen. Und dann ist alles, alles auf Erden umsonst gewesen? Des Geistes Kraft und der Hände Arbeit umsonst gewesen? Geht nur ein leeres ödes Nichts über das große Schweigen des Unterganges und über die Tausende der Jahre ehrlichen Kampfes um die Existenz des Daseins? Und im ewigen Schatten der Nacht liegt der tote Stern der Erde?

Ist das der Sinn des Lebens?

Wir Menschen sträuben uns gegen den Gedanken, daß das Ende der Tod sei. Wir hoffen auf eine Brücke des vergänglichen irdischen Daseins zum ewigen Jenseits, so daß uns nach des Dichters Wort die Vergänglichkeit nur ein Gleichnis wird im Bild vom Ring der Wiederkunft aller Dinge.

So unbegreiflich auch der Gedanke der Schöpfung und all der Geschöpfe Schickung und Schicksal, bleibt uns eines doch sicher: Wir sind in den Garten unserer Heimat Erde gepflanzt, daß wir ihn pflegen und bauen und für unser Teil dazu mitwirken an der

Harmonie der Welt. So verliert der Gedanke an den Untergang auch dieser unserer Welt alles Schreckliche: Es zieht durch Raum und Zeit im Bild des Gleichnisses die Ewigkeit, die alles Vergängliche überwindet.



Wir müssen innerlich ein wenig an uns arbeiten, und suchen, milder in unserm Urteil, anspruchsloser in unsern Forderungen zu werden. Wir müssen anfangen, die Leute zu nehmen, wie sie sind, und zur Erleichterung der Arbeit immer eingedenk sein, daß es in Nord und Süd, West und Ost immer wieder die alte Geschichte ist, und daß wir selber die Fehler teilen, die wir an andern rügen und verdammen.

Theodor Fontane.

Wanda.

Eine Menschen- und Tiergeschichte von W. K a r l.



rüher, ehe die verdammten Autos und die flitzende Elektrische es auf die Knochen der harmlosen Straßengänger abgesehen hatten, wimmelte es in Berlin von gemächlichen Droschken erster bis dritter „Tüte“. In der letz-

ten Klasse aber wankte vor dem rüttelnden armseligen Fuhrwerk her ein seltsames Tier, schlaff, alt, mager, oft nur ein Gerippe, das man Gaul oder Pferd zu nennen pflegte, dieweil es mit diesem Lebewesen (*Equus caballus* von der Familie der *Equidae*) eine nicht zu bestreitende Ähnlichkeit hatte. Auf dem hohen Boock aber prunkte ein stattlicher Mann, angetan mit einem karrrenden Schnurrbart und einer feuerroten Mütze, das Haupt gekrönt von einem kolardenschmückten, glänzend lackierten Zylinderhut.

„Artur,“ lachte der eine der beiden Fahrgäste, „was in der Welt ist schneller als der Gedanke?“

„Liebster Philipp! Schneller als der Gedanke wäre wohl die Pleite, die wir machen würden, wenn wir noch länger in Berlin blieben.“

„Ganz falsch, mein Sohn. Schneller als der Gedanke ist ein Berliner Droschkengaul. Denn wenn man denkt, er fällt, so liegt er schon — ha, ha, ha! Siehst du, daß ich recht habe?“

Als ob der Gaul aus Gefälligkeit eine neue Illustration zu dem uralten, abgeschabten Berliner Witz liefern wollte, war er tatsächlich mit mehr als Blitzesschnelle auf das glatte Asphalt stolpernd niedergestürzt, wie wenn er auf Daunentkissen zu liegen käme. Mit einem tiefen Seufzer streckte er dann seine alten müden Knochen von sich wie ein Sterbender.

„Wanda!“ schrie der Kutscher, indem er vom Boock herabsprang. „Man uff! Uff!“ Aber Wanda schien dessen nicht gewillt zu sein, hatte vielmehr die offenbare Absicht, diese erfreuliche Ruhepause möglichst auszudehnen. Als bald eilte auch schon der unvermeidliche Berliner Schutzmann herbei und gab scharf Obacht, daß das Kößli nicht etwa gar durch Mißhandlungen emporgejagt würde. Als aber Wanda gar noch den blauen Mann, den natürlichen Anwalt aller unterdrückten Straßenwesen erblickte, legte sie nun erst recht beruhigt auch den müden Kopf auf den Boden.

„Wanda!“ flehte der Kutscher mit ängstlich bebender Stimme, „Wandachen! Kleene! Man uff! Uff!“

Wanda schüttelte den Kopf.

Als bald entstand nun der übliche kleine Berliner Volksauflauf. Wer vorüberging und Zeit genug hatte, der blieb stehen, sperrte den Mund auf und schaute dem Ding geruhig zu. Studenten, Soldaten, Gassenbuben traten dem Gaul näher und verfertigten gute Ratsschläge oder schlechte Witze über das Roß, die Droschke, den Kutscher. Sogar ein ehrwürdiger alter Herr, anscheinend ein Gelehrter, hakte Bücher unter dem Arm tragend, den Regenschirm aufgespannt, obgleich kein Regentropfen fiel, hemmte seinen Lauf und schaute dem Austritt zu, allerdings mit Augen, die anzeigten, daß der Geist des Alten in einer ganz andern, fernen Welt weilte, vielleicht in Aegyptenland bei den Pharaonen vor viertausend Jahren und ihren erlauchten Dynastien und großspitzigen Pyramiden. Oder bei einer gewissen Sorte von Spulwürmern, deren Erforschung der Gelehrte sein Leben widmete. Sind Leben, Meinungen und Taten eines Spulwurmes nicht des Hirnsmalzes eines großen Geistes wert?

*

Hafer! Guten Hafer! Dann ruhen wir uns

Der unglückliche Fuhrmann bat das Pferd erneut in rührendem Tone um endliches Aufstehen. Umsonst. Er suchte das Haupt seiner Wanda am Kopfleder aufzuziehen. Vergeblich.

„Machen Sie nun gefälligst, daß Sie von die Straße wegkommen! Oder wollen Sie hier vielleicht übernachten?“ drohte der blaue Schutzengel und wirbelte nervös den gepflegten und gewichsten militärischen Schnurrbart. Die Volksversammlung wurde indessen immer größer. Ein geschäftstüchtiger Italiener kam mit seinem Korb über die Straße herüber: „Eiße Marroni, meine Erbschaften, eiße Marroni!“

Das ließ sich ein kleiner Berliner Handelsmann, der in der Nähe stand, nicht zweimal oder doch wenigstens nicht dreimal sagen: „Frische Apfelsinen, meine Verehrten, frische Apfelsinen, drei Stück nur einen Groschen, meine Herrns!“

Und siehe, da schrie auch schon eine dritte jugendliche Stimme, die Konkurrenz siegreich anbietend: „Heße Würstchen, meine Herrns, frische heße Würstchen, zwee Stück nur zwee Sechser, meine Herrns; ganz frisch, meine Herrns! Auf Ehrenwort! Vom reinsten Schweinefleisch!“

So hatte es denn bereits den Anschein, als ob sich hier ein kleiner Jahrmarkt entwickeln wollte, der allerdings in keinem Kalender angezeigt und deswegen unstatthaft war.

Allein rasch kam es anders. Wanda, die Gefallene, die bisher den menschlichen Dingen rings um sich her eine tiefe seelische Gleichgültigkeit, ja eine philosophische Verachtung gezeigt hatte, hob plötzlich den alten Kopf mit der ärmlichen Mähne. Sie schnupperte in der Luft wie ein Wolf, der Beute wittert. Der Geruch der „heßen“ Würstchen war in ihre Nase geweht worden. Ein infamer, gemeiner, niederträchtiger Geruch, der Geruch von . . . — Aee, wenn das nicht nach Verwandtschaft des Blutes, der Rasse, kurz, nach Pferdefleisch roch, dann wollte Wanda ein Mensch heißen. — Was? Wanda, einst die Zierde, der Stolz einer königlichen Gardehusareneskadron, auch sie war in Gefahr, den schmachlichen Weg alles Pferdefleisches zu gehen? Auch sie sollte — nicht der Teufel holen, aber der Pferdemeßger, in diesem Falle noch gemeiner und niederträchtiger als der Teufel selbst! Denn das war klar: Wenn die Aermste nicht rasch auf die Beine und zu ihrer sauren Pflicht zurückkehrte, so war sie verloren, wurde sie heute noch eine sichere Beute des Kopfmörders. Aber außerdem noch . . .

„Wanda! Wanda!“ schrie eine Kinderstimme in Tönen höchster Verzweiflung. Wandachen! Ach du armes, liebes altes Kind! Wandachen — kannst du nicht mehr anstehen? Wandachen! Ich bitte dich! Komm, Kleine, steh doch auf!“

Ein schlankes, goldblondes, etwa zehn Jahre altes Kind von auffallender Schönheit beugte

sich über Wanda, und ihre heißen Tränen tropfen auf das Gesicht des Pferdes nieder.

„Nicht wahr, Papachen, sie stirbt doch nicht? O großer Gott! Dann hätten wir gar nichts mehr! Papa! Wovon sollen wir denn leben, wenn Wanda stirbt? Wandachen! Komm! Süße! Liebe! Komm! Steh doch noch einmal auf! Siehst du! Hier hast du mein Brot!“

Dem Droschkenmann, dem Vater des schönen Kindes, rollten die dicken Tränen über das vollblütige Gesicht.

Wanda hob den Kopf. War es der Anblick und die Stimme ihrer kleinen Freundin, war es das Entsetzen vor der eben durchgelittenen Vision aus der Kopfschlächtereier, oder waren es beide Beweggründe? Kurz, mit ganz unerwarteter Geschwindigkeit, wie ein Reh sprang Wanda empor und stand auf den zitternden Beinen, schwer atmend die dürre Mähne sträubend, den Kopf vorstreckend.

„Wandachen! Siehst du! O meine Kleine! Hab' ich's nicht gesagt, unsere Wanda werde wieder aufstehen?“

Und unter Freudentränen umarmte und küßte das liebliche Mädchen den Kopf des treuen Tieres. Schon rief der beglückte Kutscher: „Bitte, einsteigen, meine Herren!“

Da kam die Katastrophe.

Die Anstrengung des Aufsprunges war für das arme Pferd zu groß gewesen. Die zitternden Beine verlagten plötzlich den Dienst. Wie in einem krampfhaften Sprunge, so stürzte der Tierkörper vorwärts und fiel auf das Kind, das offenbar durch das Stolpern über irgendein Hindernis am raschen Rückzug gehemmt wurde. So kam es unter den Vorderleib des Tieres zu liegen, das noch einigemal mit den Beinen schlangelte und dann sterbend auf die Seite fiel.

Der ganze Vorgang, der sich in wenigen Sekunden abspielte, war grell begleitet von dem entsetzten Aufschreien aller Zuschauer.

Der Vater zog sein unglückliches Kind unter den Pferdebeinen hervor und nahm es auf die Arme. Es war entweder tot oder doch ohnmächtig.

„Hella! Mein Kind! Hella! So schlag doch noch ein einzigmal die Augen auf! Noch einmal deine süßen Augen! O mein Kind, mein süßes Kind!“

In tiefster Erschütterung umstanden die rasch noch viel zahlreicher gewordenen Zuschauer den Vater und sein Töchterlein. Ein vorüberfahrender eleganter Zweispänner hielt rasch an. Der Kutscher rief: „Karl. Was ist denn los? Rast hier herein! Ich fahr dich nach Hause! Wo wohnst du?“

Da und da! Die Schweizer schauten fragend an. Artur meinte: „Philipp! Lassen wir Hamburg Hamburg sein! Wir fahren mit!“

Im Augenblick rasselte das Fuhrwerk mit den vier Insassen davon. Die Reise dauerte nicht lange. In einer Seitenstraße lebte die Kutscherfamilie.

Schon unterwegs hatte Hella die Augen wieder aufgeschlagen. Der Vater lachte Freudentränen. Er küßte sein Kind aber- und abermals.

„Hellschen, mein Sonnenstrahl! Du lebst noch! Gott sei gepriesen! Tausendmal gepriesen! Nun wird alles wieder gut.“

Mit großen, blauen, traurigen Augen schaute das Kind die zwei fremden Männer an. Auch

aus. Aber schon war die kleine Gesellschaft in dem dunklen Gang vor einer Tür angelangt. Hella öffnete sie von dem Arm des Vaters aus, und nun betraten alle ein gar nicht übles Kellerrzimmer. Es war sogar ganz leidlich möbliert und jedenfalls in tadelloser Ordnung.

„Mama!“ rief die Kleine in unglaublich rascher Selbstbeherrschung, sich zur Lustigkeit zwingend, „Mama, erschrick nur nicht! Das war ein Spaß! Es hätte zwar übel ausfallen können, und ich habe mir auch das Bein ein wenig verstaucht, aber alles ist doch noch gut abgelaufen! Nun lege ich mich ein bißchen zu dir und erzähle dir so nach und nach die ganze Geschichte. Aber nicht wahr, du versprichst mir, daß du dich nicht aufregen willst? Nicht wahr? Wenn du dich wieder unnötig aufregst, so kriegst du zur Strafe heute gar nichts zu wissen.“

Der Vater legte Hella sanft auf ein kleines altes Sofa.

Erst jetzt bemerkten die Schweizer, daß hinten in der dunklen Ecke eine Frau im Bett lag. Erstaunt richtete sie sich auf.

„Was ist geschehen? Was wollen die fremden Herren hier?“

Der Ehemann, immer noch tief erschüttert, fand keine Worte. Er nahm sein tränkliches Weib in den Arm und schaute sie ratlos an.

„Mama!“ rief das Kind nun ernsthaft, „du hast mir versprochen, dich nicht aufzuregen, und nun wirst du dein Versprechen auch halten. Geschehen ist gar nichts als was alle Tage geschehen kann, daß man sich nämlich ein Bein verstaucht.“

„Aber Karl, wo hast du denn das Pferd und die Droschke gelassen? Warum bist du . . .“

„Mama! Jetzt wird nicht weiter gefragt! Es ist alles in Ordnung, wenn nur du dich nicht aufregst.“

Die Schweizer staunten über die fabelhafte geistige Gewandtheit der zehnjährigen Berlinerin. Welchen Reichtum an innerer Geschlossenheit, an Gemüt, an geistiger Festigkeit mußte dieses Kind besitzen, und was mußte es schon erlebt haben, bis es diesen Besitz erwarb und zu solcher Stärke ausbildete!

Da trat der lustige Artur entschlossen an das Bett. Sein Gesicht war sehr ernst geworden.

„Liebe Frau! Mag nun geschehen sein, was da will — so schlimm ist es auf keinen Fall, daß der Schaden nicht wieder zu reparieren wäre. Nun aber verspreche ich Ihnen, daß wir beide hier, mein Freund und ich, für den Schaden gut stehen. Holen Sie sofort einen Arzt für Ihr



Der ganze Vorgang, der sich in wenigen Sekunden abspielte, war grell begleitet von dem entsetzten Aufschreien aller Zuschauer.

dem lustigen Artur schwammen die gutmütigen Blicke in salzigem Wasser.

Da hielt die Droschke in einer Seitenstraße, die von hohen einformigen Häusern eingefast war. Der Vater verließ langsam den Wagen. Die teure Last vorsichtig vor sich hertragend stieg er einige Stufen hinab — in eine dunkle Kellerwohnung.

„Aber Papa! Mutterchen würde ja erschrecken. Laß mich los! Ich kann wieder gehen!“

Klink glitt sie aus des Vaters Arm. Als sie auf die Füße stehen wollte, wäre sie aufstöhnend wieder gesunken, hätte nicht der starke Vaterarm sie noch gehalten. So mußte er das Kind dennoch tragen.

„O, die arme Mutter! Nun werde ich sie doch erschrecken! Papa! Wie wird das sein?“

Das Kind brach erneut in bitteres Weinen

Kind! Und was die andere Geschichte angeht, so ist das eine Kleinigkeit. Haben Sie Papier und Tinte?"

Der Kutscher wankte wie besinnungslos an einen kleinen Tisch und schloß eine Schublade auf. Dann kramte er in Papieren. Aufmerksam sah ihm Artur zu.

Was war das? Eine alte Photographie kam zum Vorschein, zerknittert und abgegriffen; aber die Bilder waren doch noch deutlich zu erkennen.

„Was haben Sie da? — Mann! Wie kommen Sie zu diesem Bild? Mann! — Es ist nicht möglich!“

Mit zitternder Hand hielt Artur das Bild ans Fensterlicht.

„Mann! Mann! Wie kommen Sie zu diesem Bild?“

„Es ist das Bild meines Vaters und meiner Mutter!“ antwortete der Kutscher tonlos.

„Das Bild Ihres Vaters und Ihrer Mutter? — Mensch! Das ist nicht wahr! Das ist nicht möglich!“

Das rote Gesicht des Kutschers war sehr bleich geworden. Plötzlich riß er dem Fremden das Bild aus den Fingern und schmiß es in die offene Schublade zurück.

„Herr! Was berechtigt Sie, an der Wahrheit meiner Aussage zu zweifeln? Was gehen Sie überhaupt mit diesen Leuten auf dem Bilde hier an?“

„Was sie mich angehen? Ich denke, soviel als Sie . . . Ach was! Das sind ja meine eigenen Eltern!“

Der Kutscher trat einen Schritt zurück. Deutlich hörte man seine ringenden Atemzüge.

„Meine Herren, ich bitte Sie, meine Wohnung zu verlassen!“

Aber nun kam das schwere Atmen auch an Herrn Artur. Starr schaute er dem Kutscher ins Gesicht. Dann setzte er sich auf einen Stuhl nieder und fuhr mit dem Handrücken über die nasse Stirn. Halbblaut fragte er: „Sind Sie . . . sind Sie . . . doch nein . . . das kann nicht sein!“

„Mein Herr! Wir haben hier nichts mehr zu verhandeln! Verlassen Sie augenblicklich das Zimmer!“

Artur sprang wieder auf und riß den Kutscher gewaltsam ans Fenster, um ihn genauer betrachten zu können.

„Heißen Sie Hans Bögeli? Sind Sie in Zürich geboren? Bist du . . . bist du . . . mein Bruder?“

Der Kutscher wollte nach der nahen Tür entfliehen. Aber Artur erhaschte ihn noch mit einem Sprung und packte ihn fest an beiden Armen.

„Du bist mein Bruder Hans! Jetzt erkenne ich dich klar und deutlich! So hat mein Vater ausgesehen auf dem letztgemalten Selbstbild . . . Hans! Hans! Um Gottes willen! Hans! Wie kommst du in diesen Kutscherkittel! In diesen Berliner Keller? Hans! Mein Bruder! Mein einziger Bruder!“

Nun war es mit der Kraft des Kutschers zu Ende. Stöhnend fiel er über das leere Bett. Im heftigen Weinträmpfen schüttelte sich der starrliche, aber schwerfällige Leib. Artur warf sich neben ihn, den Weinenden mit den Armen umfassend. Er ließ geduldig den Schmerz des Bruders sich austoben. Endlich erhob der unglückliche Mann das Haupt.

„Der Vater ist tot? Wie geht's unserer Mutter?“

„Sie ist alt geworden und weint immer noch um . . . um dich — Bruder! Warum hast du ihr das angetan?“

„Onkel!“ flehte die liebliche Kinderstimme schmeichelnd, „machen Sie ihm jetzt keine Vorwürfe! Er hat genug erlitten!“



Artur sprang wieder auf und riß den Kutscher gewaltsam ans Fenster, um ihn genauer betrachten zu können.

„Ja! Du hast recht, kleiner Engel! Jetzt nicht. — Bruder! Stehen wir auf! Nun laß uns erzählen! Aber du, lieber Philipp, wirst an dieser Geschichte nicht das nötige Interesse haben. Ich bitte dich, fahre schleunigst in unser Hotel und laß uns ein tüchtiges Mittagessen hierherbringen! Verstanden?“

*

Der Droschkentutscher Hans Bögeli, in Bern aber als Karl Groß bekannt, war der Sohn eines ehemals kleinen Züricher Fabrikanten und des Ältesten von Kind auf zum einseitigen Nachfolger des Vaters bestimmt. Aber auch hier tritt das Schicksal mit ehernem Tritt über die Pläne eines Vaters hinweg. Der kleine Hans, ein Knabe der Stolz und die Freude der Eltern, wurde bald ihr Sorgenkind. Obwohl ganz gut erzogen, zeigte er sich absolut lernfaul. Der Vater nahm ihn ärgerlich aus der Schule und steckte ihn in das strengste Knabeninternat der Schweiz, der Bengel lief bei Nacht und Nebel davon. Wieder eingefangen, kam er zu einem schwäbischen Jäger, der als erfolgreicher Bezähmer der leichtsinnigsten Burschen bekannt war. Der sollte er nochmals mit Hänslis probieren. Umsonst! Am Morgens war Hans Bögeli auch diesem Kompteur weggelaufen. Eine Besserungsanstalt der sittlich Verwahrloste wurde an ihm ebenfalls geschanden.

Der Knabe hatte in sich eine Leidenschaft, die ganz und gar, fast dämonisch, zu beherrschen schien und keinem andern Streben mehr Raum ließ. Es war die Leidenschaft zu dem Tier: werden vor allem, aber auch Kühen, Eseln, Hunden, Katzen, Vögeln, Würmern, Schlangen, Schnecken, kurz allem, was da freucht und fliegt. Ihre beobachteten, ihre Eigentümlichkeiten studierten, sie lenken, abrichten, das war sein Leben. Hierin erreichte er auch hübsche Erfolge. Wäre der Vater einsichtig genug gewesen, oder hätte er sich gut beraten lassen, so hätte er der Leidenschaft des Sohnes in Gottes Namen ihren Lauf gelassen und irgendetwas vernünftiges Tunfeld gegeben. Wenn der Mensch nur ein einziges Interesse hat und dieser innersten Neigung schließlich nachgeht, so pflegt er, auch wenn ganz unten anfangen muß, in der Regel etwas Wichtiges zu leisten, während die Vielbegabten und Vielinteressierten häufig gar nichts Rechtes werden, weil sie vor lauter Vielseitigkeit keinen festigen festen Schwerpunkt gewinnen. Das Gebiet der wissenschaftlichen Zoologie schien dem jungen Hans Bögeli allerdings verschlossen, weil das Siedler zum ordentlichen Lernen nicht in eigen nennen durfte. Aber er wäre schon der glücklichste unter allen Menschen gewesen, hätte er auch nur Jamulus eines Professors an dem zoologischen Institut werden dürfen. Wahrscheinlich wäre ihm mit den Jahren auch noch der Verneifer gekommen, wenigstens in bezug auf seine Kenntnisse, die ihm zu seiner Tätigkeit notwendig waren. Ohne Zweifel aber wäre auf diesem Weg noch etwas Ordentliches aus ihm geworden. Allein der Vater, dessen Fabrik in wenigen Jahren einen überraschenden Aufschwung erlitten und noch viel Größeres erhoffen ließ, wollte nichts davon wissen, daß sein ältester Sohn „den Morgen Morgens s' Häseli usetragen“ solle. Er

bestand darauf, ihn zum Lernen und zur Laufbahn eines Kaufmanns oder Ingenieurs zu bringen. Mit welchem Erfolg, das haben wir allerdings bereits gesehen. Hans Bögeli geriet schließlich bei seiner Erzählung selbst in eine sarkastische Heiterkeit, als er dem bedeutend jüngeren Bruder beim Mittagmahl seine Irrfahrten durch alle Weltteile hindurch erzählte. Was war er alles gewesen? Fellsjäger in Sibirien, Goldsucher in Kalifornien, Krokodilzüchter am Kongo, Straußenzüchter in Südafrika, dazwischen wieder Zirkusreiter, gelegentlich auch ehrsamere Diener an einem zoologischen Museum in Indien. Hier hätte er sich wohl fest vor Anker gelegt, wäre ihm nicht die Liebe zu einer schönen Indierin durchs Herz und ein australischer Dolch durch die Rippen gefahren. Von da ab war er ein körperlich gebrochener Mann, und er mußte froh sein, daß er nach allerhand weiteren Abenteuern auf dem Berliner Pflaster als bescheidener Droschkentutscher landete. Hier heiratete er denn auch eine richtige Berliner Näherin, sagte der Welt Ade und tat geduldig, was nunmehr seines Amtes war. Ein Lump ist er nicht geworden. Sein Familienleben mußte erfreulich gewesen sein. Aber aus der Armut schien er niemals wieder herauszukommen. Nun, damit hatte sich der trotz seiner roten Baden oft tränkliche, durch Rückfälle in die Malaria übel geplagte Mann schließlich abgefunden — allerdings, der Tod seiner Wanda, der drohte nunmehr die kleine Firma in bedenkliches Wackeln zu bringen.

Nun, dem allem wäre jetzt leicht abzuwehren gewesen. Der gute Bruder Artur, der spätgeborene Erbe des Hauses, der den verlorenen Sohn und Bruder nicht mehr oder doch nur vom Hörensagen, von Seufzern und halbverleugneten Muttertränen her kannte, drängte nunmehr anfänglich darauf, Bruder Hans sollte mit seiner Familie nach der Schweiz übersiedeln. In dem jetzt groß gewordenen Geschäft gab es für ihn Arbeit und Unterkunft genug. Artur brauchte nicht zu befürchten, daß er sich damit einen Kronprätendenten großzog. Alles war vor dem Notar im Testament festgelegt worden.

Aber Hans Bögeli weigerte sich entschieden, Berlin und den Kutscherbock aufzugeben. Der hohe Thron hatte ihm, dem hundertmal Schiffsbrüchigen, vor Jahren ein freundliches Schlupfwinkelchen geboten; das mußte man ihm danken. Auch gelüstete den Weltbummler nicht gar sehr, in Zürich als abenteuerlicher Schnorrant sich seinen ehemaligen Schulkameraden wieder zu zeigen. Wenn der Bruder ihm die Mittel verschaffte, ein größeres und einträglicheres Droschkengeschäft zu kaufen, so war er vollkommen zufrieden. Natürlich mußte das Geschäft soviel Zeit und Geld abwerfen, daß Hans Bögeli noch eine wenn auch nur ganz kleine Versuchstation für Molch- und Seidenraupenzucht einrichtete

könnte. Auch schienen ihm über gewisse schwarze indische Regenwürmer die Gelehrten noch sehr im unklaren zu sein; ein Dunkel, welches nicht schmerzlos auf Hansens Seele lastete. Denn seinerzeit glaubte er, dem Leben und Treiben dieser Würmer bereits auf der Spur gewesen zu sein, als der scharfe lange Dolch des eifersüchtigen Australiers ihm die Rippen und auch den Faden der Forschung jäh durchschnitt. Außerdem aber beherbergten die Sümpfe und Wälder der lieblichen Spree allerhand Getier, laufendes, kletterndes, fliegendes, kriechendes und im Boden grabendes, welches nach wie vor der schärfsten und lehrreichsten Beobachtung würdig und bedürftig erschien. Denn die Gelehrten . . .

Da klopfte es an die Tür. „Her- ein!“ Ein älterer Herr trat in die dunkle Stube. Es war jener Gelehrte, der vor etlichen Stunden, als Wanda auf das Pflaster stürzte, auf dem Gehsteig der Straße stehen geblieben war und der ganzen Katastrophe zugesehen hatte. Wie sich bald nachher im Gespräch herausstellte, war der alte Herr so tief in seine innerlichen Betrachtungen eingetaucht gewesen, daß er von dem aufregenden Vorgang gar nichts merkte. Erst als die arme Wanda weggeschafft wurde, stieß ein Gepäckträger den alten Herrn so unfaßt an, daß er erwachte. Nun ließ er sich von dem Schutzmännchen erzählen, was da alles vor seinen Augen geschehen war, und daß es sich um den Kutscher Groß handelte. Nun fiel dem Alten der Name dieses Mannes auch wieder ein. „Der Kutscher Karl Groß? Mein alter Leibkutscher? Der bedeutende Wurmkenner? Ei, ei, ei! So? Der ist's gewesen? Wo wohnte der Mann? Den muß ich besuchen. Wo wohnt der Mann?“

Nun also war der Gelehrte da. Freilich, den Tod des Pferdes hatte er schon wieder halb vergessen. Von den Anwesenden, als von ungelehrten Gäuchen, nahm er nur wenig Notiz. Dagegen geriet er mit seinem lieben Kutscher alsbald in einen leidenschaftlichen Disput über den Unterschied zwischen den afrikanischen und asiatischen Krokodileiern. Er hätte wohl bis zum Abend fortgestritten, hätte nicht der bekannte Schutzmännchen auf Ansuchen des Zoologischen Gartens ihn aufgesucht und fast wie einen Arrestanten seinen harrenden Studenten zugeführt.

Artur hatte dem gelehrten Gespräch mit Stauen zugehört und daraus ersehen, daß sein Bruder wahrhaftig denn doch zu gut war für den Droschkenthron; aber auch ebenso ungeeignet für irgendein größeres Geschäft. Die Straußen und

Seidenraupen hätten bald alle Pferde und Droschken aufgefressen. An dieser Krankheit des Bruders war nichts zu kurieren. Der rasch fallende Kaufmann kam bald mit der Sache in reine. Der Bruder mußte aus dem Familienbesitz mit einem Jahresgehalt begabt und seiner halb gelehrten, halb kindlichen zoologischen Sparen ganz und gar ausgeliefert werden. Etwas anderes war mit dem seltsamen Menschen nicht anzufangen.

„Und nun packt auf! Packt ein! Morgen reisen wir alle ab nach Zürich. Du, liebe Schmeichlerin, wirst eingebuddelt wie ein Kind ins Wildkissen, aber mit mußt du, lebendig oder tot. Zürich oder sonstwo in der Schweiz wird unser



Ein älterer Herr trat in die dunkle Stube.

Mutter dich schon wieder gesund pflegen. Und was die gute Mutter am Schmerzensohn erlitten hat, das wird an ihr sein hellsonniges Töchterlein wieder gutmachen. — Allerdings, unter uns gesagt, die Mutter hat dich nichtsnuhigen Streich im geheimen trotz allem bis auf den heutigen Tag noch lieber als mich Raubhehn. Macht aber nichts! Weibergeschichten! Habe keine Zeit, das Ding nachzudenken. Macht, was ihr wollt, ihr Weibervölker! Ihr macht ja doch nur dummes Zeug! Auf! Morgen geht's los!“

Wanda! Ihr Tod schien für ihren Herrn ein großes Unglück zu sein und war doch der einzige glückliche Wendepunkt seines Lebens.

Berlin! — Die Welt ist nur ein einziges Dorf, hat nur eine einzige Gasse, und man muß sich darauf notwendig begegnen — wenn Gott es will. Wir Menschen glauben, unsern Lebensstaren selbst zu schieben. Manchmal schieben wir ihn auch wirklich, und zwar wacker in den tiefen Dred. Dann aber läßt uns ein anderer mitfam

den Karren gütig auf seinen Wagen und führt
zum Ziel, nämlich dann, wenn wir uns auf-
den und führen lassen, was allerdings auch
immer der Fall ist!

Der Krautloher Kaspar.

Von F. Schränghamer-Heimdal,
Passau-Haidenhof.

Bauer, da geh amal her," schreit die
Krautloherin, wie sie wieder einmal
beim Aufräumen ist. „Was hast
denn jetzt eigentlich für a Manier,
daß d' vom Feld z'rück bist, daß d' Polster-
züchl (Kopfstiffen) alleweil zerreißt bei der
Nacht? Grad schaut's aus, als wenn d' es mit
dem Messer zerschneiden tatst. Dös is dös dritte
mal in dem Monat. Jetzt wenn dös vierte ra-
us hin wird, dann hau i dir's alle viere so
eng um dein roten Schädel, bis i bloß mehr
Kopfnägel in der Hand hab, dös merkt dir,
Kaspar!“

Der Krautloher schaut groß und klein: „Ist
d' Polsterzüchl zerreißen! Dös is mir neu,
Bäuerin.“

„Stad bist," sagt d' Krautloherin, „und zum
Bader gehst und laßt dir d' Haar amals geschert
werden. Gescheit sag i, net vom Nachbarloisl,
dies mit der Scheer bloß alleweil ein wenig
verhupft, sondern vom Bader mit der neumodi-
schen Maschin, daß er dir deine Besensstauden ein-
mal mit Fuz und Stingl wegräumt. Und
ich gehst zum Bader jetzt!“

Ist schon wahr auch. An Haarwuchs hat der
Krautloher wie der flammende Dornbusch so rot
und hart wie a Stallbürsten, und es wär kein
ander net, wenn er alle Polsterzüchl ruinie-
ren damit. Und wie älter der Krautloher wird,
umso härter wird's Haar. Heißt ja 's Sprichwort

von: Wie älter der Boß, wie härter 's Horn.
Nur früher freilich, wie er noch jünger gewesen ist,
hat der Krautloher, da hat die Krautloherin nichts
zu sagen, wenn sie seine Bartstumpeln gestochen und
ausgezogen ham beim Buzlgeben und so. Da hat
er nix g'sagt von die z'rissene Polsterzüchl.
Aber jetzt, wo sich's Kitzeln mit 'm Bart besser
gehört hat, soll alle Augenblick a Polsterzüchl
ruinirt sein . . .

Mir is 's recht, denkt sich der Krautloher,
wenn der G'scheiter gibt nach.

Denn im E'stand is 's Mannsbild alle-
weil dös G'scheiter beim Nachgeben.

Also tu i ihr halt den Willen und laß mir
mein Haar vom Bader schneiden und nimmer vom
Nachbarloisl, wo's nix kostet als 's Wieder-
kommen, wenn die Bäuerin schon meint, daß sich
die Polsterzüchlzerreißen nachher aufhört.

Am Sonntag drauf sitzt der Krautloher schon
stumm in der Baderstuben, und die neumodische

Maschine rumpelt auf seinem Schädel hin und
her wie ein Raß; d' Haar fliegen wie die Zünd-
hölzeln in der Stuben umeinander, so dürr und
so hart sind sie — und wie der Bader fertig
ist, sagt er: „Krautloher, du mußt mir schon um
a Maß Bier mehrer zahlen wie a anderer, weil
i d' Maschin eigens schleifen lassen muß. Denn
bei dir is 's ja grad, als wenn man Glascher-
ben und an Stacheldraht schneiden tat. Solchene
Haar wie du hast . . .“

„Is scho recht," sagt der Krautloher, „und i
zahl dir scho a Maß extra, wenn sich nur dös
Polsterzüchlzerreißen aufhört, drei san scho hin,
und dös vierte — du woast es ja, wie d' Kraut-
loherin is.“

Der Bader denkt sich sein Teil, denn die seine
is aa die Süßere net, und schaut nachdenklich auf
den Krautloher sein Kreuzköpfl, sein g'scherts.
Da is 's grad wie auf der Landarten, Gebirg
und Flußläuf — soviel Binkln und Schrammen
hat er drauf, der Krautloher, von der Zeit her,
wo's in sein Köpfl inwendig a so brennrot ge-
wesen is wie auswendig, wo der Krautloher 's
Jugendfeuer no g'habt hat und g'raust hat, daß
d' Fehen g'flogen sind. O mei, die Zeiten werd'n
halt alleweil schlechter.

„So," sagt der Bader, „jetzt ham d' Läus Luft.
Und geh nur heim, Krautloher, und du wirst
kein Polsterzüchl mehr zerreißen.“ —

Und wirklich ist's wahr.

Dös vierte Polsterzüchl halt's aus, und d'
Bäuerin hat wieder amal recht g'habt. Und der
Krautloher hat an Mordsrespekt vor der neu-
modischen Maschin.

Wie's halt schon geht, 's Polsterzüchl z'reißt
net, aber dafür kriegt der Krautloher an Weh-
dam (Schmerz) am Kopf, als ob's ihn zerreißen
möcht.

„Sei stad," sagt d' Krautloherin, „dös kimmt
von die wachsenden Haar, dös sticht halt a bißl;
und wenn s' alle heraußen san, is 's mit dem
Wehdam wieder gar. Jetzt halt is dein Maser
(Kopf) noch süchtig.“

Aber der Wehdam wird halt nicht gar; alle-
weil leider wird er, je länger daß 's ansteht.

„Mir summt der Kopf wie a Imbstock," sagt
der Krautloher, „und i muach ebbs toa dagegen,
sonst werd' i hinterinnig (verrückt). Was
moanst denn du, Bäuerin?“

„Was i moan? Na, wie wär's denn, wenn
di ansprechen lassen tätst? Der Hüter Schafhäutl
von der Girngau kann's.“

„Hab a scho drandenkt," sagt der Krautloher,
„und der Schafhäutl wird sei Sach scho richtig
machen. Wie man hört, hat er noch alle Leut
g'holfen.“

„Frei!" sagt d' Bäuerin, „und geh nur gleich,
denn wie eher daß eins geht, wie g'schwinder
hilft's.“

Er hilft den Leuten schon, der Schaffhäutl von der Girngau, aber net vom Wehdam, sondern von die Goldfuchsl im Geldbeutel. Denn 's Ansprechen is a Kunst, und d' Kunst is allemal teuer.

Also laßt sich der Krautloher auch ansprechen. Und richtig, es hilft. A paar Tag is 's ganz gut, weil der Schaffhäutl g'lagt hat, der Krautloher darf nach dem Ansprechen überhaupts an kein Wehdam nimmer denken, sonst nimmt er dem Heilspruch die ganze Kraft. Drei Tag halt's der Krautloher aus und denkt an gar nichts; dös wär ihm ganz recht g'wesen soweit, aber am vierten Tag denkt er überlings an das vierte Polsterzüchl, und da ist der Wehdam wieder da, ärger noch wie zuerst.

Sagt die Krautloherin: „Wird halt 's erstmal net recht angriffen haben, dös Ansprechen; was du für an Maier aufhast, da braucht einer



Emil Christner

Also laßt sich der Krautloher ansprechen.

schon a große Kraft zum Ansprechen, wenn's helfen soll. Gehst zum Schmied auf Sumpering, der hat mehrer Kraft wie der leinene Hüata von der Girngau. Wann dem Schmied sein Ansprechen für d' Roß hilft, nachher hilft's bei dir aa; denn du hast a Rognatur, Krautloher.“

„Moanst d'?“ sagt der Krautloher. Und weil der Wehdam grad in dem Augenblick recht leß is, lauft der Bauer, wie er is und steht, zum Schmied auf Sumpering. Und der wird eahm

g'wis helfen können, weil er die größten und schwersten Roß anspricht . . .

Nix hilft's. Alleweil leider wird's. Sagt der Krautloher zu der Bäuerin: „Wirst dich geirrt haben mit der Rognatur, du Sieben geßeite.“

Sagt die Krautloherin: „Na, leider weiß kein, der wo Ochsen anspricht — und gelt, so fein dein Wehdam a andersmal net so laut beim Maul raus, sonst könnt sein, daß i auf einmal d' Polsterzüchl drauf tanzen ließ.“

Der Krautloher is stad, und weil eahm grad d' Nachbarin begegnet, fragt er die: „Nachbarin,“ sagt er, „aus is 's und g'feit ifts mit meinem Haarwehdam, und nix hilft. Beim Hüata Schaffhäutl bin i schon gewesen und beim Schmied zu Sumpering auch . . .“

„I halt nix auf dös Ansprechen,“ sagt die Nachbarin. „Und überhaupts wie du der Mann bist, greift's bei dir gar net an. Du gehst lieber zu der Brennesselannamirl auf Knazging, die hat schon etwas für dein Wehdam.“

„Moanst?“ fragt der Krautloher. „Nachher tu ich gleich dazu, denn i halt's ja schon gar nimmer aus.“

„Wo fehlt's denn?“ fragt's Annamirl.

„Auweh, meine Haar!“ schreit der Krautloher.

„Da kann i dir schon helfen. Da is a Flasch Brennesselbalsam, ebbes Bessers gib'ts net gegen den Haarwehdam, und wenn ein Flascherl net hilft, dann helfen mehrer'. Laß nur net aus Krautloher, und mein Brennesselbalsam hilft dir g'wis.“

„Und was kost denn so a Flascherl?“

„Jammer net,“ sagt d' Brennesselannamirl sam is, und weil du es bist, Krautloher, sager wir halt fünf Mark. Und wenn d' wieder kimmst, kosten die andern Flascherl, die du noch brauchst, bloß mehr vier Mark. Aber sag nit, daß i bei dir so billig bin, Krautloher.“

„I sag nit,“ sagt der Krautloher, „und so teuer is 's mir gar net, dös Meditament, wenn i nur hilft.“

Wie er aber die fünf Mark rausbüchselet, tut ihm halt d' Haar ganz elendig weh.

„Jammer net,“ sagt d' Brennesselannamirl, „und reib di nur fleißig ein bei aufnehmendem Mond, nachher seit dir bald nix nimmer, Krautloher. Und kimm fein wieder, wenn das erste Flascherl gar ist.“

Aber der Krautloher ist nimmer gekommen denn auf das Einreiben mit dem Balsam ist der Wehdam noch alleweil ärger worden.

Sagt die Krautloherin: „Gang ich halt doch zu an Doktor, zu an richtigen.“

„Ja,“ sagt der Krautloher, „muß ich denn sterben? Weil du mich schon zu an Doktor

ver, das nehmen Sie ein, alle Stunde eine Messerspitze voll, und eine Salbe, mit der reiben Sie sich die Haare ein.“ —

Diesmal hilft's sicher, denkt sich der Krautloher, wie er mit den Medicamenten aus der Apotheke kommt. Ueberhaupts weil's der Doktor schon gewußt hat, was ihm fehlt, eh daß er ihn g'hört und g'fehn hat. Und der Hausl vom Kößlwirt sagt's auch, und alle Leut loben ihn, den jungen Hingsamer, weil er gar so tüchtig ist. Und so deutsch mit die Leut!



„Jeß' Marandjosef!“ schreit die Krautloherin

„Ja,“ sagt der Krautloher, „deutsch is er und spricht er. An Saurausch, sagt er, soll i g'habt haben gestern . . .“

Bergehn auch acht Tag, d' Medizin wird gar, aber der Wehdam beileib nicht.

Sagt d' Krautloherin: „Du wirst halt die Medizin verkehrt eingenommen haben, du Lalli, du dummer. Mit dem Pulver hätt' di wahrscheinli' einreiben sollen und d' Salben hätt' zum Essen gehört, alle Stund' a Messerspitze voll. Jetzt kannst dein guats Geld nochmal nauschmeißen, wegen dein Haarwehdam, dein Jaudummen.“

„Bitt di, Bäuerin,“ sagt der Krautloher schon ganz kleinlaut, „schid mi jetzt zu an andern Doktor. I schemet mi z' Tod vor den jungen Hingsamer, wenn i falsch eing'nommen hätt, und aa dazu is er halt gar so deutsch mit die Leut, der jung Doktor. I geh lieber zu an andern.“

„Von mir aus,“ sagt d' Bäuerin, „aber wenn diesmal dein Haarwehdam wieder net guat

„Nä, meine Liebe, die Freud mach ich net, daß ich jetzt schon abtraß!“

„s Müal haltst!“ schreit die Krautloherin, und die Pfüscherei muß einmal ein End haben. Gleich spannst ein und fahrst in d' Stadt zu an tüchtigen Doktor, und da wird man's schon sehen, was mit deinem Haarwehdam eigentlich ist. Und augenblicklich spannst ein!“

Beim Kößlwirt, wo er einstellt, fragt er den Hausmeister, was für einen Doktor er ihm veraten tät — für Haarwehdam.

„Doktor“, sagt der Hausl, „haben wir's nuua in der Passauerstadt, und a jeder is tüchtig. Aber wenn d' net weit gehn willst, macha gehst zum jungen Hingsamer, der ist gleich über die Straß, und der hilft dir schon.“

Geht also der Krautloher zum jungen Hingsamer. D' Köchin steht schon da und führt ihn in ein wunderschönes Zimmer. Gleich darauf kommt ein feiner Stadtherr bei der Tür rein, und da sagt der Krautloher: „Herr Doktor, ganz a satrisches Haarweh hab ich!“

Da lacht der Herr und sagt: „Mein Lieber, ich bin der Doktor nicht, ich bin selber Patient.“

„Und ich hab dich für 'n Doktor g'halten,“ sagt der Krautloher wieder. „Beim Hüata Schafhäutl in der Giringau, beim Schmied zu Sumpering und bei der Brennesselannamir bin i scho g'wesen. Aber kein Mensch kann mir helfen. Alleweil leidet wird's, und der Doktor wird aa net viel machen können, denn i hab a Roßnatur, sagt mei Bäuerin.“

„Da ginge ich an Ihrer Stelle lieber zu einem Tierarzt,“ rät ihm der Stadtherr. Aber da geht die andere Tür schon auf, und ein junger Herr mit einem mordslangen Schnurrbart sagt: „Also der mit seim Haarwehdam soll gleich herkommen.“

„Bist du der Doktor?“ sagt der Krautloher, wie s' im andern Zimmer sind. „Ja, woher weißt jetzt du, daß i an Haarwehdam hab?“

Denn das weiß der Krautloher net, daß die Tür zum Doktorzimmer ein wenig offen war und daß der Doktor den Disput von vorhin schon kennt.

„So,“ sagt der junge Hingsamerdokter, „jekt ziehst dein Rock aus.“ Nachher klopft er ihn überall ab, horcht mit einem Kößrl, einem kohlschwarzen, hint und vorn, daß dem Bauernmenschen ganz zweierlei wird, und dann sagte er, der Doktor: „Ja, Mensch, Sie sind ja kerngesund. Wo fehlt's Ihnen denn eigentlich?“

„Haarwehdam hab i ja! Ganz malefizisch!“ „Wenn Ihnen die Haare weh tun, dann haben Sie gestern höchstens einen Saurausch gehabt. Oder nicht? Na, für Ihr Haarweh kann ich helfen. Ich verschreib Ihnen jetzt ein Pul-

wird, nachher klopf i dir's mit die Polsterzüchl aus, daß 's ja g'wiß guat wird. Da garantier ich dir!"

„Ja, dösmal muaf 's guat werden, und an anderer Doktor woaf wieder ebb's anders,“ sagt der Krautloher und fahrt wieder eini in d' Stadt.

„Woafst mir kein andern Doktor?“ fragt der Krautloher den Köfswirtshausl.

„Ja,“ sagt der Hausl, „i weiß dir schon einen; geh nur ins Nebenzimmer eini, da sitzt der Doktor Kanamüller drinnen beim Dämmerfchoppen; dös is a ganz a tüchtiger Doktor, und der hilft dir g'wiß für dein Wehdam.“

Der Doktor Kanamüller schnupft und schaut sich den Patienten an, dem die Haar gar so höllisch weh tun.

„Dös werden wir glei haben,“ sagt der Doktor und greift den Rotfchädel ab.

Und auf einmal schreit der Krautloher: „Auweh, auweh!“

„So, tut's da am wehesten?“ fragt der Doktor.

„Ja, da, grad da!“ winselt der Patient.

„Dös werden wir schon kriegen. Also jekt sag'n Sie mir amal, wann haben S' denn 's letzte Mal gerauft?“

Dös is scho guat,“ denkt sich der Krautloher, der junge Hingsamer red't vom Saufen und an Saurausch, und der Kanamüller red't vom Raufen.

„G'rauft? G'rauft hab ich no nie,“ lügt der Krautloher.

„Dös glaub i net,“ sagt der Doktor, „Sie müssen erst vor wenigen Wochen g'rauft haben?“

„Daß i 's recht sag,“ gibt jekt der Krautloher zu — „g'rauft hab i in letzter Zeit überhaupts net. Bloß 's lekt Mal, vor a drei Monat ebba, hab i Frieden g'stift' beim Feuerwehball, wie die andern g'rauft haben.“

„Und da haben S' halt an Andenken kriegt, daß S' schon drei Monat im Schädel rumtragen. Haben S' die erst' Zeit gar niz gespürt?“

„Gar niz,“ sagt der Krautloher. „Was soll i denn g'spürt haben?“

Der Doktor brummt ebbes daher wie „niederboarischer Bauernschädel“ und „Kopf wie a Santkustugel“. Nachher fragt er nochmal: „Und is Ihnen vom Feldzug kein Schaden blieben?“

„I woaf niz,“ sagt der Krautloher. „Die trumm Hazen hab i halt von der Malefzigranaten. Und wegen dera Hazen haben s' mi aa hoamg'schickt.“

Der Doktor is stad und schreibt eahm an Zettel — aber lateinisch, daß 's der Krautloher net lesen kann.

„So,“ sagt er nachher, „mit dem Zettel gehn S' jekt in die Klinik vom Doktor Deidesheimer. Und auf d' Nacht, wenn S' heimfahren, is der Haarwehdam vorbei.“

„Scho wieder an anderer Doktor,“ sagt der Krautloher zum Hansl. „Zum Doktor Deidesheimer muß i jekt. Wo is denn der?“

„Ja,“ sagt der Hausl, „der Deidesheimer is a ganz g'schickter Doktor, und der hilft dir g'wiß. I geh mit dir hin dazua. Paß auf, der hilft dir.“

*

„Was is 's jekt mit dem Haarwehdam Kaspar?“ schreit die Krautloherin schon von weitem, wie der Krautloher heimkutschiert.

„Nimmer weh tun's,“ schreit der Krautloher. „Und der Hüter Schafhäutl is a Dreck gegen den Doktor Deidesheimer. Da schau nur graher, was mir der Doktor für Haarwurzeln aussg'schnitten hat.“

„Jes! Marandjosef,“ schreit die Krautloherin, „dös is ja a Mordscherben von an Halbkügel, und dös ander Trumm?“

„Dös is a Granatsplitter!“

„Und dö zwaa Trümmer hast im Schäd g'habt und hast es erst g'spürt wie drei Polsterzüchl hin g'wesen san von dene Scherben und dem Eisentrumm?“

„Ja woafst, und unser g'scheiter Bader hat net amal kennt, wie er mir d' Haar g'schnitten hat mit seiner neumodischen Maschin!“

„Sei mir stad mit dein Bader, dem damischen Und a so an Franzosen, wenn i dir a mal derwischnacha staubt's! Mir g'langt's scho, daß d' jekt trummbazet bist von dera Granaten, müssen net drei schöne Polsterzüchl a no hin sein? Dö mirkst dir, so an Rothoserer wenn i amal in d' Krall krieg, nachher wasch i eahm aber a Kopf — aber net mit Brennesselwurzelsbalsam.“

Die Gotte.

Von W. K.

Die alte Gotte Annemei war unzweifelhaft allen Familiengliedern lieb und wert, solange sie auf Erden lebte. Aber vielleicht wäre sie manchem schon längst noch lieber und werter gewesen, wenn sie zeitig ein Einsehen gehabt und das Irdische gesegnet hätte. Denn sie war altledig und hatte ein sehr erfreuliches Vermögen zusammengebracht. Das Erben aber war wohl seit Erschaffung der Welt eine der angenehmsten Beschäftigungen.

„Wer nichts erheiert und nichts ererbt, der bleibt halt arm, bis daß er sterbt.“

Nun, die Gotte lebte unbekümmert weiter, als ob sie überhaupt niemals sterben würde.

Da machte sich der schlaueste unter den Anenaten, der Better Morik, so ganz harmlos an die Alte heran, als er ihr einmal den üblichen Familientribut, die fette Mehgete, überbrachte.

sch langen Umschweifen, durch allerhand er-
 nstliche Betrachtungen hindurch, über den seligen
 Tod und das löbliche Ordnen der irdischen
 Ange und Habe hindurch, kam er endlich zum
 Kern seiner Rede: die Gotte solle doch ein Testa-
 ment machen! Das verhindere den gefährlichen
 Erbschaftsstreit, der schon so manche Familie un-
 tilgbar zerrüttet habe, und sichere den selig Ent-
 schlafenen ein fleckenloses, liebes Gedenten.
 Allerdings, außer dem fleckenlosen, lieben Ge-
 denten war es dem klugen Moritz auch um die
 rechte Matte im unteren Erlengrund zu tun.
 Da er sie schon seit Jahren von der Gotte zu
 tragen trug, wäre es ihm gar zu lieb gewesen,
 wenn sie ihm das wertvolle Grundstück vermacht
 hätte. Doch von seiner Person und seinen Wün-
 schen schwieg er weislich und schob das Familiäre
 und Erbauliche in den Vordergrund.

Die alte Gotte ließ den Schläuling ruhig
 sich abbadern. Als er aber fertig war, gab sie
 ihm fürsorglichen Better einen bösen Blick.

„Moritz! Damit bleib mir vom Leib! Ge-
 sterben wird nichts! Der Mensch soll sich nicht
 ausziehen, als bis er schlafen geht. Sonst
 ist er schließlich noch frieren. Also:
 geschrieben wird nichts. Zuerst muß
 er gestorben sein . . .“

Der Better Moritz wendete sanft-
 mütig dagegen ein, nach dem Tod
 könne man ja nicht mehr gut schreiben.
 Das müsse man also vorher tun. Aber
 die eigensinnige Alte blieb dabei:
 „Er muß gestorben sein.“

Vergeblich und immer zaghafter
 versuchte der Better ihr klar machen, daß
 ja trotz des Testamentes bis zum
 Tode ihr Vermögen in Händen behal-
 ten würde. Nur solle sie es für
 sich verzeichnen, damit hintennach
 alles wisse, was ihm zustehe.

Der Blick der Gotte wurde immer
 feindseliger, Better Moritz immer ver-
 zweifelter. Um aber seine Anhänglich-
 keit und Uneigennützigkeit zu beweisen,
 kniete er sich im Uebereifer dahin,
 daß er behauptete, ihm zum Exempel
 habe es jetzt schon eine große Freude,
 wenn er wüßte, daß er einmal
 die Bibel und ihr Gebetbuch erben
 würde.

Die Alte sagte nur: „Erst muß ge-
 storben sein! Und damit Punktum!“

Als der Better Moritz wieder nach Hause
 kam, kratzte er sich hinter den Ohren.

„Was ist denn los? Was hast du denn?“
 fragte ihn seine Frau. Moritz berichtete ärger-
 lich über sein Gespräch mit der Gotte.

„Habe ich es dir nicht gleich gesagt, du sollst
 es Maul halten? Da hast du dir eine schöne
 Schlappe angerührt. Gib acht, das vergift sie dir

in Leben und Tod nicht! An das Sterben will
 sie nicht erinnert sein. Ihr Männer seid doch
 rechte Esel!“

„Nun ja, meinetwegen! Schaden kann's ja
 nichts. Ein Testament will sie ja ohnehin nicht
 machen. Zum Notar geht sie auf keinen Fall,
 und allein bringt sie keines fertig; dazu hätte sie
 mich gebraucht, denn die andern sind viel zu
 dumm dazu. Jetzt sei endlich still und warte ab,
 was kommt! Einmal muß sie ja doch absegnen!“

*

Alle Menschen müssen sterben, auch die zähe-
 sten alten Damen. So starb denn auch, dem
 allgemeinen menschlichen Brauch folgend, schließ-
 lich die gute Gotte Annemei; und die Erben hat-
 ten sich bereits an den Haaren, noch ehe die
 liebe Tote auf dem Kirchhof war.

Da empfingen sämtliche Anverwandte nach
 einiger Zeit vom Notar die Aufforderung, sich
 zur Testamentseröffnung auf dem Rathaus ein-
 zufinden. — Was? Testamentseröffnung? Das
 war eine Ueberraschung! Die Gotte hat also



Der Blick der Gotte wurde immer feindseliger.

doch ein Testament gemacht? Herr im Himmel!
 Wie wird das ausfallen?

Der allweise Better Moritz ging umher wie
 ein Schatten an der Wand. Er ahnte Schlimmes
 und Schlimmstes. Seine Frau gab sich leider
 keine sonderliche Mühe, den Zerschmetterten auf-
 zurechten, sondern sie rieb fleißig Pfeffer und
 Salz in seine Wunden.

Endlich saß die ganze Gesellschaft im Sonntagsgewand auf dem Rathaus um den runden Tisch und das große Tintenfaß herum, trotz der abgrundtiefen Feindschaft mäuschenstill und so erwartungsvoll wie die Kinder, wenn das Christkindchen kommen will. Der Notar pußte lange kaltblütig an seiner Brille, unbekümmert um den Seelenaufbruch in den Gemütern. Endlich nahm er das verhängnissschwere Schriftstück in die Hand, schneuzte aber erst gründlich die

alles, was man hier verlangen konnte. Doch auch das hätte ja an der Rechtskraft des Testaments nichts mehr geändert. Also blieb man sitzen und spißte die Ohren, am höchsten Better Moritz.

Einer nach dem anderen wurde im Testament genannt und mit Erbgut löblich begabt. Better Moritzens Gesicht sah immer bleicher und länger aus. Denn von Rechts wegen hätte er schon ziemlich am Anfang drankommen müssen.



Immer! Endlich!

Endlich nahm der Notar das Schriftstück in die Hand.

Nase, nahm auch nochmals eine Prise, dann räusperte er sich, schaute noch etliche Mal die fieberhaft wartende Versammlung der Reihe nach durchbohrend an; dann legte er los:

„Das Testament ist rechtsgültig, eigenhändig geschrieben, versehen mit Ort, Datum und Unterschrift. Ich lese es vor.“

Nun kam's also. —

Eigenhändiges Testament. Geschehen da und da, am 15. März so und so. Großer Himmel! Das war ja der Tag, an dem Better Moritz der Gotte die Mehrgete gebracht hatte! Was? Die Alte hatte also noch am gleichen Tag ein eigenhändiges Testament gemacht? Ganz allein in ihrer Klausur? Was? Wer hätte gedacht, daß die Alte überhaupt schreiben könne? Und sie besaß die Schlaueheit, das Testament an das Notariat zur Hinterlegung zu schicken? Und alles das, ohne einem Menschen ein Sterbenswörtlein zu sagen? — Fast fällt die Welt ein! Jetzt kommt das Ende aller Dinge! Daß nicht die ganze Familie von den Stühlen fiel, war

sinntemal die Reihe nach der Nähe der Verwandtschaft ging. Aber von Better Moritz war immer noch nicht die Rede, dagegen — o Entsetzen! — war von der großen Matte im unteren Erlengrund die Rede. Die kriegte nämlich ein anderer!

Herr . . . Wenn sich die Erde aufgetan und die ganze Versammlung samt dem Rathaus und dem Dorf verschlungen hätte, denen hätte es recht geschienen, wenn es so zugeht auf der Welt.

Was ist das? Was ist der Notar da vor?

„Meiner Schwefertochter Sohn, dem Moritz Herbstmattler jung, Andreas Sohn vermachte ich meine Bibel und mein Gebetbuch, dieweil er doch so sehr danach verlangen hat. Aber erst muß gestorben sein, dann kriegt er's.“ —

Der Notar sagte: „Fertig,“ legte das Papier hin und nahm eine Prise.

Ein Lächeln verklärte die harten Züge aller Anwesenden, auch des Moritz Herbstmattler. Aber die beiden Lächeln, nämlich das auf dem Gesicht der anderen Erben und das auf dem Gesicht des Better Moritz, hatten ein sehr verschiedenes Aussehen, so verschieden wie das Aussehen der großen Wasserwiese am unteren Erlengrund und das Aussehen einer alten Bibel nur irgendwie sein können.

Merke: Alte Leute an ihren Tod erinnern und zu einem Testament ermuntern, ist ein gefährliches Geschäft, das man sich zehnmal überlegen soll. Denn gewöhnlich sind sie schlauer und jedenfalls mißtrauischer als man denkt.

Wenn der geneigte Leser diese Lehre recht beherzigt, so ist sie allein schon mehr wert, als der ganze Kalender kostet.

Der deutsche Michel.

Eine Geschichte von Unterstufe und Oberstufe.
Von A. Walding.

Eigentlich hieß er Weber Kaver, aber die Dorfleute nannten ihn von jeher nur den deutschen Michel. Niemand wußte, wer ihm diesen Beinamen gegeben, der ihm von Kindesbeinen an bis zu der Zeit verblieb, da er den Leuten aus den Augen und damit auch aus dem Sinn kam.

Der deutsche Michel war eines Kleinbauern Sohn, der Älteste von vielen Geschwistern, überaus gutmütig und gefällig, stets ein heiteres Lächeln um den breiten, zahnblitzenden Mund. Wäre er böartigen Gemütes gewesen, so hätten wir ihn alle fürchten müssen. Denn er war schon als Kind von herkulischer Gestalt und einer Kraft, die ihn schreckhaft gemacht hätte, wenn er sie gegen etwaige Feinde ausgenützt hätte.

Aber der deutsche Michel hatte keinen Feind, es sei denn die Schule und was damit zusammenhing.

Aber auch dieser Feind ließ ihn gleichmütig und gelassen. Ich wäre vor Scham und Schande in den Boden gesunken, wenn ich in der Schule das hätte erleben müssen wie der deutsche Michel, über dem die Wissenschaft wie ein grausames, Widalsalmähiges Verhängnis schwebte.

Die erste Schulprüfung kam. Sie brachte hohe Herren ins Dorf: den Bezirksamtmann und den Schulinspektor.

So oft an den deutschen Michel eine Frage gestellt wurde, lächelte er nur statt einer Antwort.

Und so kam es, daß alles lächelte. Der Bezirksamtmann lächelte. Der Schulinspektor lächelte. Der Bürgermeister lächelte.

Der Lehrer lächelte, hatte aber dabei einen roten Kopf. Denn der deutsche Michel wußte nicht einmal, wieviel eins und eins ist. Verlegen entschuldigte sich der Lehrer: „Ein sehr schwacher Schüler . . .“

„Bleibt natürlich sitzen. Unterstufe . . .“ sagte der Bezirksamtmann und lächelte.

Der deutsche Michel setzte sich lächelnd, zog ein Stück Brot aus seinem Schulranzen und begann zu essen.

Die Herren lächelten wieder.

Und der Schulinspektor sprach wie aus tiefer Erfahrung heraus: „Ich sehe es voraus, daß dieser Schüler niemals in die Oberstufe aufsteigen wird. Er wird ewig in der Unterstufe bleiben. Sie werden noch Ihr Kreuz mit ihm bekommen, Herr Lehrer . . .“

Der Lehrer verneigte sich vor dem Gestrengen und atmete auf, daß doch ihm die Unwissen-

heit des deutschen Michel nicht zur Last gelegt wurde.

„Er wird als ABC-Schütz aus der Schule kommen. Verlassen Sie sich drauf, Herr Lehrer,“ betonte der gestrenge Schulinspektor noch einmal.

Mir tat der deutsche Michel fürchtbar leid. Und er merkte sein Elend gar nicht. Gelassen saß er da und aß sein Stück Schwarzbrot.

Niemand wehrte es ihm.

Es war wie eine Hentersmahlzeit vor dem geweisagten ewigen Sitzenbleiben in der Unterstufe, in der untersten Unterstufe sogar, bei den ABC-Schützen.

*

Der Schulinspektor hatte richtig geweisagt. So oft eine Prüfung kam, lächelten die gestrengen Herren ihr hartes, bedeutsames Lächeln und taten wichtig den gewichtigen Spruch: „Der deutsche Michel bleibt wieder einmal sitzen.“

Seine jüngeren Geschwister flüchten an ihm vorbei in die Oberstufe hinauf.

Den deutschen Michel ließ es kalt.

Er war ohne jeden Ehrgeiz, wie es schien.

Sechsmal wiederholte sich der Spruch des Schulinspektors. Als ABC-Schütze kam der deutsche Michel aus der Werttagsschule. Er konnte notdürftig seinen Namen schreiben und bis zehn rechnen, auch ein wenig lesen. Aber dieses Wissen und Können des deutschen Michel, das ihm der Lehrer und seine jüngeren Geschwister in sieben langen Schuljahren mühselig beigebracht hatten, reichten niemals für den zweiten Kurs der Unterstufe, geschweige denn für die Oberstufe. Gleichmütig und gelassen, ohne die Spur einer Aufregung, verließ der deutsche Michel das Schulhaus.

Er war in den sieben Schuljahren so groß, breit und stark geworden wie der größte Grobknecht im Dorfe.

Es war seltsam, wie der ABC-Schütz, als der er die Schule verlassen hatte, auf dem Heimweg neben uns herschritt, uns alle um Haupteslänge übertagend.

Was ihm an Geistesgaben ver sagt war, hatte sein Leibliches zugelegt. Im übrigen war er der alte, gutmütige, gelassene deutsche Michel geblieben, der sich über nichts aufregte, der keiner Laus ein Leid hätte tun können.

Sein Vater, dem er als gewaltiger Esser zu stark über die Schlüssel hing, tat ihn gleich nach seiner Schulentlassung als Knecht zu einem kinderlosen Verwandten. Es war eine Lust, zu sehen, wie er da die Arbeit herpakte. Man sah, hier war der deutsche Michel ganz in seinem Element. Hier tat es dem ewigen ABC-Schützen keiner von uns gleich, auch die nicht, die mit lauter Einfern im Zeugnis die Oberstufe der Volksschule hinter sich gebracht hatten. Der

deutsche Michel war der geborene Bauernknecht, von allen geachtet und bewundert wegen seiner Bärenkraft und Geschicklichkeit im Bauernwesen.

*

Um diese Zeit begab es sich, daß in einem Heimatdorfe ein Brand ausbrach, der alsbald alle Firste in Feuer hüllte. Es war ein Großbrand, wie er im Waldlande nie gesehen wurde. Aus weiter Ferne kamen die Feuerspritzen angefaßelt und verzischten ihre Wasserstrahlen in das wabernde Glutmeer.

Sogar der Bezirksamtman war gekommen und der Schulinspektor, um mit Rat und Hilfe einzuspringen. Die Brandleider rannten wie rasend umher und zählten die Häupter ihrer Lieben.

Es fehlte ein Kind, das in einem Hause ver-



„Kennst mich noch?“ blühte es aus dem Gehege seiner prachtvollen Zähne.

gessen lag. Niemand wagte, durch den Brandherd vorzudringen und das Kind dem Rachen des Feuertodes zu entreißen.

Auf einmal löst sich eine mächtige Gestalt aus dem Knäuel der Wehrleute, wirft die Kleider von sich, stürzt sich in einen Wiesenweiher und faust splitternackt, nur ein nasses Tuch um die Lenden, ins Flammengeprassel.

Bange Augenblicke — da kommt die Gestalt mit dem Kindlein in den Wickelkissen durch das schwelende Feuermeer zurück und legt die liebe Last den verzweifeltsten Eltern vor die Füße. Jetzt erst erkennt man den Retter, der seine Brandgluten wieder im Weither kühlt, und einer ruft es laut und begeistert: „Das ist ja der deutsche Michel! Ein Vivat, hoch der deutsche Michel!“

„Vivat hoch!“ braust es mit dem Flammengeprassel um die Wette.

Hunderte umdrängen den herrlichen Retter und drücken ihm die Hand.

Der Lehrer kommt herbei mit dem Bezirksamtman und Schulinspektor.

Und wieder lächeln sie wie voreinst bei den Prüfungen, aber dieses Lächeln kommt jetzt aus Seelentiefen. Sie lupsen die Hüte vor dem Helden. Und der Schulinspektor sagt: „Deutscher Michel, hab Dank! Jetzt bist du in der Oberstufe! Der Erste, der unvergleichlich Einzige in der Oberstufe! Das Leben hat dich bewährt! Was ist die Schule gegen das Leben?“

Der deutsche Michel hat nur eine Antwort sein breites, gutmütiges, gelassenes Lächeln.

*

Der Brandleider, ein begüterter Mann, hat dem deutschen Michel tausend Mark gegeben für die Rettung seines Kindes aus Feuersnot.

Der deutsche Michel hat die tausend Mark ohne Ziererei und mit einem herzhaften Vergeltungsgott genommen und ist damit nach Amerika gefahren, weil die Rede ging, daß man im Lande des Dollars mit kräftigen Armen zehnmal soviel Geld verdiene wie daheim in dem kargen Wald-

Mit seiner Hände Arbeit wollte der deutsche Michel im fremden Lande soviel verdienen, daß er daheim ein Höflein kaufen konnte, ein Eigen für Lebenszeit.

So ist er nach Amerika gefahren.

Nie ist ein Brief von ihm in die Heimat gekommen, weil er ja nicht schreiben konnte, deutsche Michel. Unterstufe . . . Aber von Zeit zu Zeit kam eine Geldanweisung an seinen Vater, der die Beihilfe des Sohnes wohl brauchen konnte.

Mir ist der deutsche Michel viele Jahre verschollen gewesen. Selbst in der Fremde, habe ich von ihm nie mehr etwas gehört. Ich hätte ihn wohl ganz vergessen, den einstigen Jugendgenossen und Schulkameraden, wenn er sich nicht selbst bei mir — nach vielen, vielen Jahren — Erinnerung gebracht hätte.

Er muß wohl meinen Aufenthalt erfragt haben, denn eines Tages kam ein mächtiger Mann mit breitem Lachen und grundgütigen Kinderaugen zu mir, trat ins Wohnzimmer und ließ sich behaglich am Eßtisch nieder.

„Kennst mich noch?“ blühte es aus dem Gehege seiner prachtvollen Zähne. Dabei wölbte er im Vorneigen gegen mich seinen walzobreiten Rücken und nahm meine Rechte in seine Pranken, daß ich beinahe aufgeschrien hätte.

„Der Weber Kaverl?“ fragte ich.

„Der deutsche Michel!“ sagte er. Well!“

„So grüß dich Gott tausendmal!“

„Well! Ich komme gerade aus Amerika Brauchst du Geld? Ich habe sechstausend Dollar hier, in fünfundzwanzig Jahren drüben er-

Der Organist.

Von Emil Seitter, Waldkirch.



ut mir au B'scheid, Herr Lähler!"

Mit diesen Worten hub bald der, bald jener der Wälderburen das Viertelglas in die Höhe. Nachdem er zuerst einen wohlgemeinten Schluck daraus getan hatte, mußte der „neue Herr Lähler“ aus demselben Glas trinken und B'scheid tun.

So die Kunde um, und die war nicht klein. Denn Ellenbogen an Ellenbogen saßen die Hofburen am großen Tisch im „Lamm“. Das war das einzige Wirtshaus, und neben der Kirche waren nur ein paar Tagelöhnerhütten zu sehen. Die Höfe aber lagen in stundenweisem Umkreis auf den Höhen zerstreut, jeder ein kleiner Fürstentum inmitten der zugehörigen Felder, Wälder und Wiesen und Weiden.

Während der Woche sahen die Buren selten ein fremdes Gesicht. Höchstens, daß einmal der Bott oder der Landbriefträger hinausstapfte zu ihren Höfen. Und das war selten genug. Drum verließen sich die „Wälder“ um so mehr auf den Sonntag, und keiner verfehlte den Gottesdienst. Und keiner verfehlte aber auch, nach der seelischen Stärkung an die leibliche Nahrung zu denken, und noch ein Viertele z'neh. —

Drum saßen sie jetzt auch alle so redselig beisammen. Jetzt waren sie mal wieder unter anderen Menschen. Jetzt mußten sie nachholen, was sie die vergangene Woche versäumt haben und in der kommenden vertmangeln müssen.

Um so mehr hob sich von den lärmenden Buren der neue Herr Lähler ab. Nicht, daß er nicht auch froh wäre. O doch! Herzlich froh war er, daß nämlich der Gottesdienst vorbei und die Orglerei herum war. Aber es war so eine Art von Galgenhumor. Wohl, für 6 Tage und 23 Stunden war für ihn jetzt Feiertag. Aber dann läutete man wieder am Sonntagmorgen das erste, dann das andere, und beim letzten Läuten mußte er wieder auf den Orgelbock steigen. Und jetzt, wenn die Buben sich von den Glockenseilen hochziehen lassen und eine Glocke um die andere verstummt, jetzt soll er anfangen orgeln! Orgeln!

Du liebe Zeit!

Nicht einmal im stillen Kämmerlein des Seminars brachte er einen Choral ganz ohne Fehler zu Ende.

Und nun mußte er Sonntag für Sonntag hier sitzen, hier, wo er vom Bock aus der ganzen Gemeinde ins Gesicht sah! Wie hätte er sich je träumen lassen, daß er in solchem kleinen Nest als Organist amtieren sollte! Nie und nimmermehr!

Aber das machte der große Krieg. —

Zwar, was ihm in seiner ersten Stellung passierte — er war nämlich zuerst vier Wochen im

part. Jetzt kauf ich mir daheim einen Hof. Und hau zu meinen Leuten, wie's ihnen geht. Well! Daheim ist daheim!"

*

Nach etlichen Wochen kam der deutsche Michel wieder zu mir.

„Well! Ich muß nochmal hinüber!“

„Wieso? Ich dachte, du wolltest dir mit deinen sechstausend Dollar einen Hof kaufen in der Heimat?“

„Das Geld ist schon alle. Meine Brüder, die alle auf notige Höfe geheiratet haben, können es besser brauchen als ich.“

„Du hast ihnen die sechstausend Dollar gegeben?“

„Geschenkt! Sie könnten mir das Geld doch nicht zurückzahlen. Und ich kann's wieder verdienen.“

Ich dachte an unsere Schulzeit: der deutsche Michel, der in der untersten Stufe der Unterstufe aus der Schule gekommen war, schenkt seinen Landbrüdern, die die Oberstufe mit besten Zeugnissen hinter sich gebracht haben, sechstausend Dollar, um sie vor Vergantung zu retten.

„Deutscher Michel!“ sagte ich und machte ihm mit dem Zeigefinger das allbekannte Zeichen an die Sitn.

„Well! Ich kann's wieder verdienen und ich können es nicht.“ Dabei stemmte er seine gewaltigen Arme vor sich wie zum Beweise, daß er keine Flaufen machte. „Wenn ich wieder sechstausend Dollar habe, dann kauf ich mir den Hof in der Heimat. Behüt dich Gott! Auf Wiedersehen!“

Jetzt ist er wieder drüben, der deutsche Michel! Wenn's der Bezirksamtman und der Schulinspektor wüßten, würden sie noch einmal sagen: „Deutscher Michel, du bist der Erste in der Oberstufe, der unvergleichlich Einzige! Und die Schule hat dich vom letzten Plätzlein der Unterstufe weg ins Leben geschickt. . . Was ist die Schule gegen das Leben?“

Und ich denke mir oft: Deutscher Michel, du wirst noch in eine ganz andere Oberstufe aufliegen. . .

Und Segenswünsche wandern dem Jugendgenossen nach über das weite Wasser.

An einen Lügner.

Du magst so oft, so fein, als dir nur möglich, lügen, Mich sollst du dennoch nicht betrügen.

Ein einzig Mal nur hast du mich betrogen:

Das kam daher, du hattest nicht gelogen.

Lessing.

Zwischen heut und morgen

liegt eine lange Frist;

Verne schnell besorgen,

Da du noch munter bist.

Goethe.

Oberland — war ihm als Lehrgeld genug und kam ihm nicht mehr vor.

Der Pfarrer legte ihm nämlich damals immer einen Zettel mit den betreffenden Liedanfängen auf die Orgel. Um ja, wenn der letzte Glodenton verklungen war, die zu den Liedern gehörige Choralmelodie parat zu haben, schaute er den Zettel immer nur flüchtig an. Hopp, schon ging's los!

Ernst und feierlich dröhnten die Akkorde durch den kleinen Kirchenraum. Die Bauern sangen herzlich mit. Doch, was war das? Da hob einer plötzlich den Kopf und schaute scharf zu dem Organisten her. Dann sah er dem Nachbar ins Buch. Der blickte auf die Liedertafel und dann wieder auf seine Gesangbuchnummer. — Dann schwieg er. Und so einer um den andern. Zuletzt sang nicht ein Mensch mehr. Jeder sah geradeaus, und die Orgel brauste einsam über den Köpfen der stummen Gemeinde. —

Der Pfarrer mußte auch was gemerkt haben. Anstatt erst bei der 4. Strophe trat er schon bei der 2. aus der Sakristei an den Altar.

Za, ja, so geht's halt.

Wenn der Pfarrer auf den Wiederzettel schreibt: Lobe den Herren, o meine Seele, so muß man nicht spielen: Lobe den Herren, den mächtigen König. Zum mindesten ist es nicht ratsam, wegen der verschiedenen Melodien. Man muß in solchen Fällen nicht bloß die drei ersten Worte, sondern alles lesen.

Eile mit Weile!

Das hatte der neue Herr Lähler also gründlich gelernt. Es eilte ihm nie mehr. Er spielte deshalb auch kaum mehr falsch. Der nächste Akkord wurde kategorisch erst dann vom Stapel gelassen, wenn die Finger nach gewissenhafter Prüfung wie ein unvermeidliches Schicksal über den Tasten des neuen Vierklanges schwebten. Daß das natürlich auf Kosten des Tempos ging, ist klar. Aber lieber dreimal zu langsam, als einmal falsch.

Heidenmäßig froh war er, wenn's wieder für eine Woche rum wara. Denn über diese Art von Kunst, für die er sogar Honorar in Empfang nehmen mußte, schämte er sich.

Und jetzt war's wieder vorbei.

Drum war er auch froh auf seine Art.

Zumitten in seinem Sinnen wäre er da fast unter den Tisch gesunken. So schlug ihm einer mit der hornigen Hand auf die Schulter. Es war der Schwarzhansensbauer. Und der hub mit kräftiger Stimme, gegen die ganze Versammlung gewandt, an:

„Aber daß mueß mer sage: en Lähler hemmer jekt, en Lähler, der kann Orgelspiele. Orgelspiele sag i, orgelspiele wie die Alte es henne henn. Do henne mer au wieder mitsinge. Net so, wie bey dem neumodische G'spiel vom leischde Lähler! Do het ja chei Mensch meh mittlese

chönne. Chuum het me ajange welle, het en schon wieder 's nöstcht g'spielt. Do henne mer herzlich froh sy, aß mer unsere Herr Lähler kriegt henn. Der has halt! Un drum bitt i alle, wi Ihr do bynander sitzet, aß Ihr Euer Glas . . . usw. usw. . . .“

Der neue Herr Lähler meinte fast, er müßte umfallen. Aber auf den eifrig nidenden Gesichtern der Buren ringsum sah er nur aufrichtigste Freude und heiligsten Ernst. — Da troch ihm die verschuchte Zuversicht langsam aus dem hinteren Herzwinkel wieder vor. Und er lachte, und am Sonntag bekam für ihn auch wieder Sonne.

Er lachte aber auch ganz fein in sich hinein. Legt half er nämlich bei der Volkszählung mit. Jede Riste mußte der jeweilige Haushaltungsvorstand eigenhändig unterschrieben.

Doch, das ist gleich gesagt, unterschreiben. Etwas muß man erst können. Darum machte der Gerbermathies vom Dürrhof trotz seiner Gemeinderatswürde eben nur drei Kreuze. Er und die zahlreichen andern seiner Sorte fielen eben dem neuen Herr Lähler ein. Drum lächelte er so still in sich hinein und dachte: Guter Mann, so langsam kannst du nun aber doch nicht spielen, daß auch der Matthies und seine Sippe beim Gesang noch mittlese könnten.

Der eifrige Kellner.



„Darf ich dem Herrn Baron aus seinem Pelz helfen?“



„Ober, zahlen!“ — „Komme sofort!“

Raffen
Rückf
Zinsen
Berpfle
Aufschu
Samm
a) 2
b) 3
Genera
aus la
Zonstige
Vorsh
Chenk
g
Z
Z
Rück
K
Konstige
affen
Gene
Brun
meine
für ei
Schu
Auffi
sowie
Ansto
verfo
Haus
Belle
Heizu
risch
Leben
für
Kran
Konst
sond
meige
Wied
asglei
grundf
kapit
Konstige
An
Ber
Hyp
ei Ba
Dar
Gebä
Liede
Altit
Raffe
Sebe